4/1990 PREIS 0,80 M

DDR-ISSN 0427–5217

FREIE WELT

Klänge in Vollendung

Erstes deutsch-deutsches Joint venture für Compact Discs (CDs)

Agonie eines Flusses?

Die Wolga ist vom Gifttod bedroht

Das vierte Reich?

Für und wider einen neuen deutschen Nationalstaat

Zeit der runden Tische

Schon mehrmals wurde die deutsche Frage an runden und weniger runden Tischen behandelt, so in Potsdam 1945 (siehe auch Seite 24) und in Genf 1959. In Potsdam ohne die Anwesenheit von Deutschen, da es nach dem Zerfall des Deutschen Reiches keine deutschen Machtorgane gab, in Genf unter Mitwirkung von Vertretern der DDR und der BRD. In Potsdam wurde durch die UdSSR, die USA und Großbritannien Übereinkunft über wichtige Fragen erzielt: Von deutschem Boden darf nie mehr eine Bedrohung des europäischen Friedens ausgehen. Hierzu proklamierten die Alliierten die „3 D": Demilitarisierung, Demokratisierung, Denazifizierung. Und sie vereinbarten die Linie an Oder und Neiße, mit der von ihnen als „frühere deutsche Gebiete" bezeichnete Territorien unter die Verwaltung Polens gestellt wurden. Endgültige Regelungen aller Aspekte der deutschen Frage sollten einem baldigen Friedensvertrag vorbehalten sein. Erst in Genf wurde 14 Jahre später über einen solchen verhandelt, diesmal in Anwesenheit der Außenminister der inzwischen bereits zehn Jahre bestehenden zwei deutschen Staaten. Der Außenminister der BRD betrat jedoch nicht den Verhandlungsraum, da er nicht in Nachbarschaft zum Außenminister der DDR sitzen wollte. Auch mit dieser Borniertheit war das Scheitern der Konferenz vorprogrammiert. Die Folgen sind bekannt. So kam zwei Jahre später der Mauerbau in Berlin, der kalte Krieg schleppte sich noch weitere Jahre hin, drohte immer wieder in einen heißen umzuschlagen.

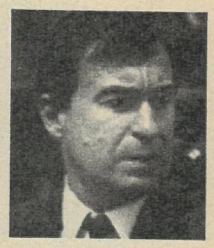
Wieder dauerte es 14 Jahre, bis 1973 die Außenminister der zwei deutschen Staaten, diesmal in Gemeinschaft von weiteren 33 Amtskollegen, an der Eröffnung der Helsinki-Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa teilnahmen. Aber erst nach 1985, mit der Perestroika und der Initiative Gorbatschows für ein neues internationales Denken, entstanden notwendige Rahmenbedingungen, um die deutsche Frage, eingebettet in den gesamteuropäischen Prozeß, einer Lösung entgegenzubringen, die im Einklang mit der Geschichte steht.
Die demokratische Erhebung in der DDR setzte dann die Herstellung der deutschen Einheit auf die Tagesordnung. Zweifellos erfordert sie viel Behutsamkeit und ein Aufeinanderzugehen, bei dem nationale Wertvorstellungen, Erfahrungen und Interessen der Menschen in beiden deutschen Staaten und nicht engstirnige oder egoistische Bestrebungen nach individuellen und Gruppenvorteilen im Vordergrund stehen. Gefragt sind also sorgfältige Erörterungen am runden Verhandlungstisch zwischen den Regierungen der zwei deutschen Staaten unter Aufsicht von Parlamenten und der ganzen Öffentlichkeit.
Die deutsche Einheit ist aber aufgrund der durchaus nicht vergessenen Geschichte wie auch der sensiblen geographischen Lage und des politisch wie ökonomisch beträchtlichen Gewichts eines deutschen Staatswesens – ganz gleich wie seine Struktur sein möge – ein zentrales Problem der europäischen Sicherheit und Zusammenarbeit. Der in Ottawa gefaßte Beschluß, eine Sechserkonferenz der Außenminister der BRD, der DDR, Großbritanniens, Frankreichs, der UdSSR und der USA noch in diesem Jahr einzuberufen, eröffnet dem deutschen Einigungsprozeß eine hoffnungsvolle neue Perspektive.
1990 ist nicht 1945 und auch nicht 1959. Die Chancen für ein friedliches Europa, für die Überwindung der Spaltung unseres Kontinents, für eine demokratische Vorwärtsentwicklung sind gewachsen. Aber gewachsen sind auch die Gefahren, wenn diese Chancen nicht genutzt werden. Sei es durch die Borniertheit von Politikern, die durch wahltaktische oder andere Winkelzüge die Gunst des historischen Augenblicks verspielen, sei es durch Emotionen oder überstürzte Handlungen, die in ein Chaos münden oder zu einem Rückfall in die Zeit der Konfrontation führen könnten. Auf dem Spiel steht das Überleben der menschlichen Zivilisation, nicht nur der deutschen.
Aber der Beginn des letzten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts kann uns auch dem Richtfest beim Bau des gesamteuropäischen Hauses entscheidend näherbringen. Das wäre der bisher bedeutendste deutsche Beitrag in der Geschichte unseres Kontinents.

Prof. Dr. Stefan Doernberg,
Präsident des DDR-Komitees
für Europäische Sicherheit
und Zusammenarbeit

Außenministerkonferenz 1959 in Genf. Von rechts nach links: die Delegation der BRD im Vordergrund (mit dem Rücken zur Kamera), die

Van den Broek niederländischer Außenminister:

Seine Regierung befürworte die deutsche Einheit, wenn die Bevölkerung der DDR es wünsche und Voraussetzungen beachtet würden wie die Verankerung im westlichen Bündnis und die Anerkennung der Grenzen in Europa.



Guy Coeme, belgischer Verteidigungsminister:

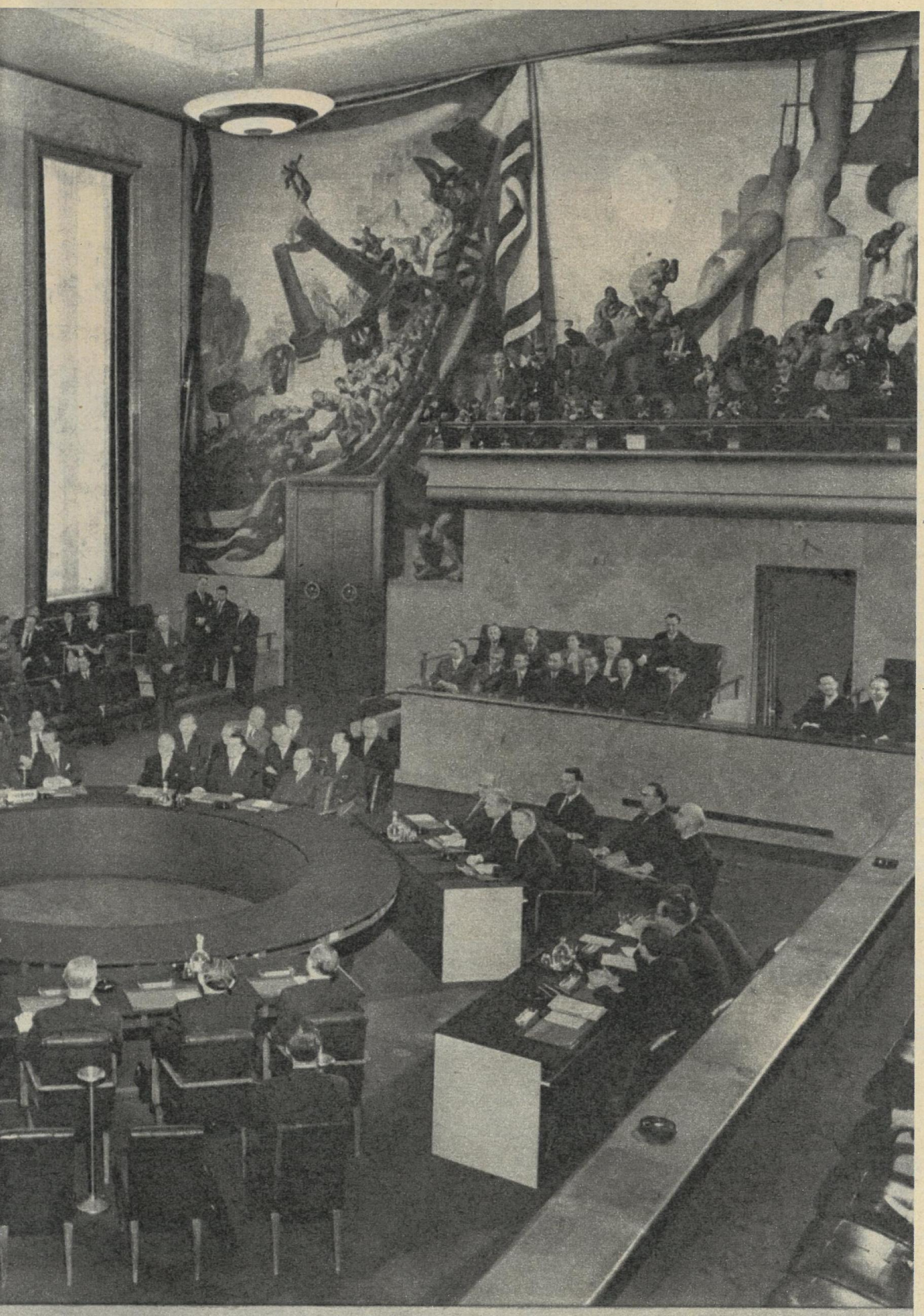
Im Falle einer Vereinigung beider deutscher Staaten seien Garantien in der Grenzfrage sowie für Frieden und Stabilität in Europa erforderlich.

Krzysztof Skubiszewski, polnischer Außenminister:

Es könne sich als nötig erweisen, ein neues Sicherheitssystem zu schaffen, „um die Entstehung einer solch großen Macht im Herzen Europas zu neutralisieren", wie das vereinigte Deutschland eine wäre.

Alois Mock, österreichischer Außenminister:

Als Bestätigung dafür, daß es zu einer deutschen Wiedervereinigung kommen wird, sehe er die Vorschläge von DDR-Ministerpräsident Hans Modrow. Doch die Vorstellung von einem „neutralen Deutschland" betrachte er als „irreal".



der DDR und die Vertretungen der Großmächte UdSSR, USA, England und Frankreich.

Vaclav Havel, tschechoslowakischer Staatspräsident:

Er habe Verständnis für den Wunsch der Deutschen, in einem einheitlichen Staatsgebilde zu leben. Doch die Deutschen sollten sich auf ihre sprichwörtliche Liebe zur Ordnung besinnen und den Schritt zur Einheit im europäischen Kontext vollziehen.

Pertti Paasio, finnischer Außenminister:

Die Zukunft Deutschlands müsse in einem breiteren europäischen Rahmen, am besten innerhalb des KSZE-Prozesses, eingebettet sein.

Lieber FW-Leser!

Unser Leben bewegt sich heute in atemberaubendem Tempo. Wir erleben Geschichte geradezu im Zeitraffer. Was sich früher in langsamem, mühevollem Prozeß durchsetzte, bricht sich jetzt eruptiv Bahn. Was gestern galt, ist oft heute nicht mehr wahr. Ob wir uns dessen bewußt sind oder nicht, wir durchleben einen historischen Zeitabschnitt deutscher, ja europäischer Geschichte. Und es kann mit Recht an das große Wort des großen Deutschen anläßlich der Kanonade von Valmy 1792 erinnert werden: „... und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen!“ Und das nicht als bloße Zuschauer... Wir Journalisten von FREIE WELT haben seit 1985 mit wachen Augen und mit innerer Leidenschaft die Entwicklungen in der Sowjetunion verfolgt, die mit dem Namen Gorbatschow verbunden sind. Perestroika und Glasnost wurden zu neuen Begriffen nicht nur im internationalen Sprachgebrauch. Unsere publizistischen Möglichkeiten allerdings blieben beschränkt... (Über unsere Schwierigkeiten schrieben wir in Heft 2/90: Vier Tage im November '88 oder der Handstreich, die FREIE WELT zu liquidieren.)

Als außenpolitische Illustrierte sind wir auch weiterhin journalistischer Wegbegleiter der dynamischen Veränderungen in den Ländern Osteuropas. Bei den konfliktreichen Vorgängen in der Sowjetunion wollen wir dabeisein, um – über die Tagesmeldungen hinaus – Hintergründe und Zusammenhänge aufzuhellen. Doch verlangt die internationale Entwicklung, vor allem der gesamteuropäische Einigungsprozeß, das Zusammenwachsen beider deutscher Staaten, eine Erweiterung unseres Profils. Wir wenden also unseren – und damit Ihren – Blick auch auf gesellschaftliche Vorgänge im Westen unseres Kontinents und in anderen Teilen der Welt. Mehr noch: Mit dem Fall der Mauern und Grenzen vollzieht sich in Europa der Integrationsprozeß sehr intensiv, persönliche Kontakte und wirtschaftliche Beziehungen werden ausgebaut. Das Bild vom europäischen Haus wird zunehmend Realität. Es entsteht ein Gebäude, in dem die Wohnungen zum gegenseitigen Besuch offenstehen.

Also setzt FREIE WELT in Zukunft auch darauf, ihre Leser über Besuchsmöglichkeiten ausreichend zu unterrichten. Sie will über Reiseziele und -bedingungen informieren, touristische Tips geben und mit einem umfangreichen Service helfen, sich in der Vielzahl der Angebote zurechtzufinden. Und dabei auch immer den DM-Beutel seiner Leser im Auge behalten. Schon mit Ausgabe Nr. 5/90 stellen wir Ihnen mit FREIE WELT-Reisen ein thematisch geschlossenes Sonderheft vor (weitere Ausgaben dieser Art werden folgen). Der Tourismus mit seinem völkerverbindenden Charakter bleibt unser ständiges Anliegen. Thematische Hefte (ähnlich wie die seit Jahren bekannte Völkerschaftsserie) werden – neben den normalen Ausgaben – überhaupt für FREIE WELT ein Spezifikum sein. Sie können als aktuelles Kompendium verstanden werden. So bereiten wir umfangreiche Materialien zu solchen Themen vor: die Sowjetdeutschen, die Drogenmafia in Tadshikistan, Ökologie und Umwelt, brennende medizinische Fragen. Hier erwarten wir Ihre Vorschläge!

Liebe Leser! Wie Sie sicher wissen, wurden alle unsere Zeitungen und Zeitschriften subventioniert. Diese finanziellen Stützen entfallen nun. Allein marktwirtschaftliche Gesichtspunkte gelten künftighin. Wir müssen deshalb ab 1. April 1990 unseren Preis auf 1,50 Mark erhöhen, um die Kosten für Satz, Druck, Farbe, Papier, Reisekosten, Löhne und Honorare decken zu können. Halten Sie uns die Treue, auch wenn die Presselandschaft zwischen Ostsee und Erzgebirge noch bunter wird. Wir Journalisten wollen Ihnen unser humanistisches Anliegen in Zukunft mit Bildreportagen, Dokumentationen und exklusiven Reiseberichten vermitteln – noch interessanter als bisher, noch informativer und auf vielfach neue Art und Weise.

Ihr

Günther Wolfram, Chefredakteur

Sie sind jung und drehen sich im Diskofieber. Abiturientenball in Budapest – ausgelassene Festtagsstimmung.
Was aber beschert der gewöhnliche Alltag den Jugendlichen? Wie werden sie mit dem Berg von Problemen fertig, den die langwährende Krise und nun auch die Schritte zur Marktwirtschaft allen Ungarn aufbürdet? Wie fühlen und denken sie, die auf dem Wege sind, ihren Platz in der Gesellschaft zu finden? Junge Leute in der Donaumetropole – FREIE WELT besuchte sie.

Auf eigenen Füßen zwischen Hoffnung

und Skepsis

Ein Beitrag von
Wolfgang Scheel (Text) und
Michael Herrmann (Fotos)

Auf eigenen Füßen zwischen Hoffnung und Skepsis

Zu jeder Jahreszeit nimmt die Budapester Atmosphäre ihre Gäste für sich ein. Ob die warme Sommersonne die schlanken, braungebrannten Mädchenbeine über die Margaretenbrücke stolzieren läßt oder ob die Bäume und Sträucher am Weg zum Burgberg mit glitzernden Eiskristallen überzogen sind: Von früh bis in den späten Abend quillt ein kaum überschaubarer Menschenstrom durch die Geschäftsstraßen des Zentrums – jeder ist auf der Suche nach irgendwas…

Wir auch, doch unser Ziel in diesen flauen Wintertagen sind keine materiellen Güter, sondern die jungen Budapester selbst. Man begegnet ihnen überall. Denn laut Statistik gibt es mehr als 2,22 Millionen Magyaren zwischen 15 und 30 Jahren – ein gutes Fünftel der Bevölkerung also. Ein funktionierendes Jugendgesetz gibt es allerdings nicht …

Immer nur lächeln

Die ersten, die uns auffallen, treffen wir gleich um die Ecke neben der berühmten Vaci-Straße. Sie sind uniformiert: die ungarischen McDonalds. Mit Weste oder Jackett, mit Schlips und Schildmütze ausgewiesen. Das Joint venture zwischen der amerikanischen Bulettenkette und dem ungarischen Volksgut-Multi Bálolna hat sich längst bezahlt gemacht.

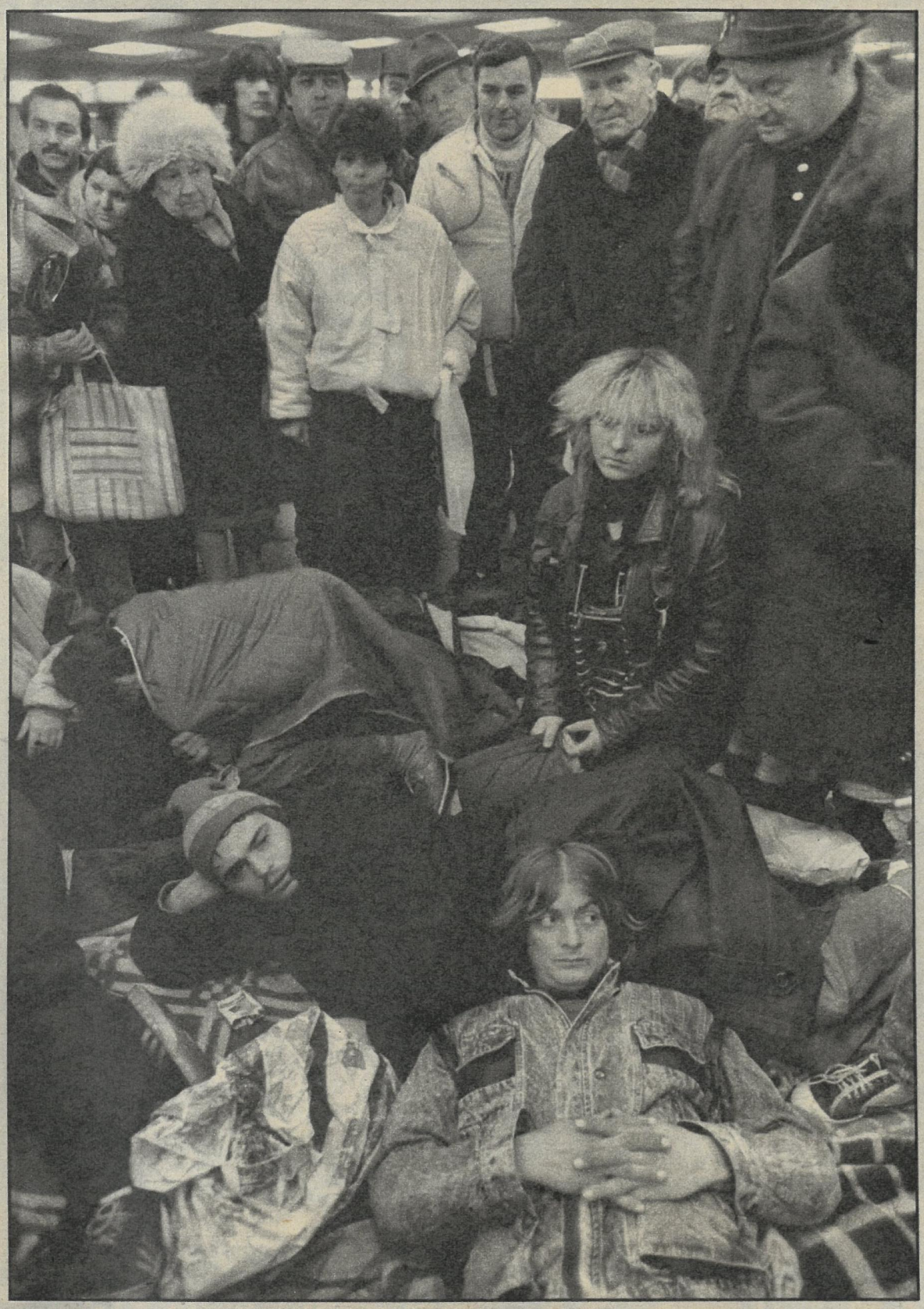
Ein eigenartiges Bild: mindestens 40 bis 50 freundliche Mädchen und Jungen zwischen 18 und 23 hinter der Bar oder besser dem Tresen dieses modernen gläsernen Imbiß-Umschlagplatzes. Die einen verkaufen, die anderen, in der zweiten und dritten Reihe, bedienen die Grillkette, die Kaffee- und Colaautomaten, servieren die Schokolade mit Vanillespritzer garniert. Das Ganze geht ruck-zuck. Innerhalb von zwei, drei Minuten hat der Gast seine Bestellung und kann sich ein Plätzchen im Lokal suchen. Und da die Gäste überwiegend auch der jüngeren Generation angehören, ist für die nötige Stimmung gesorgt – alles schön locker. Ein Big Mac 60 Forint, ein Hamburger 35, eine Cola 22, ein Kaffee 15. Das will man sich schon mal leisten, auch als Student oder Schüler oder junge Mutti, jedenfalls noch im Dezember '89. Die jüngste Teuerungswelle in Ungarn, bei Lebensmitteln um 25 bis 30 Prozent, läßt allerdings befürchten, daß die Abstände für eine Einkehr dort für die meisten wesentlich größer werden. Oder man gibt sich mit 'ner Tüte Pommes frites zufrieden …

Und die Donalds-Crew, woher kommt die?

Geworben vom geschäftstüchtigen Unternehmer. Viele gleich nach der Schule, sogar mit Abitur. Andere sattelten nach der Lehre um, wohl auch, weil ihre Arbeitsstelle im Betrieb vakant war. Natürlich zog sie in erster Linie der moderne Laden an, der so ganz anders ist als die gemütlichen, langweiligen Budapester Destillen. Ewa (18), eine, die schon Aufsichtsperson sein darf, dazu: „Das wichtigste für diesen Job: lächeln und flink sein. König Kunde soll keinen Grund haben zu murren." Man sieht's. Ständig sind welche mit Besen oder Scheuerlappen unterwegs, der Abwasch ruft, die Tische müssen saubergehalten werden. Immerhin verkehren mindestens 8000 Menschen täglich bei ihnen. Der Lohn für die Mühe: 7000 bis 9000 Forint. Die muß man woanders erst mal verdienen. Deshalb weiß Ewa heute auch nicht, ob sie überhaupt noch ein Studium aufnehmen soll. Wenn das Geschäft so weiterläuft und ihr Lächeln bleibt?

Die zweite Schicht

Wir möchten junge Arbeiter treffen. Wo? Vielleicht bei Csepel. Kein Problem, ein Telefonat meldet uns an. Als wir vor sieben Jahren die Budapester Industrieinsel besuchten, galt Csepel noch als großes, solides metallurgisches Kombinat. Heute arbeitet jeder der zwölf Betriebe selbständig, ringt um Rentabilität, sucht nach kapitalkräftigen Partnern, devisenbringenden. Und die Leitung der Werkzeugmaschinenfabrik redet nicht mehr so gern wie einst mit Zei-



ODACHLOSENASYL: In den Bahnhofsvorhallen und den Ringplatz-Unterführungen Budapests übernachten die Ärmsten der zwei Millionen, die an der Grenze des gesellschaftlichen Existenzminimums leben.

SICHERER ARBEITSPLATZ: Bei Csepel haben die jungen Fachleute Boden unter den Füßen. Aber die Preisspirale der Lebenshaltungskosten zwingt sie täglich bis zu zwölf Stunden in die Werkhalle.

GÜNSTIGER JOB: Mc-Donalds-Anziehungspunkt für junge Leute, vor und hinter der Bar. Für einen Hamburger in dieser Athmosphäre opfern sie gerne ihre letzten Forint.

AUFGEKLÄRT und selbstbewußt stellen sich Jugendliche ihre Lebensziele. In ihrem politischen Bekenntnis allerdings sind sie heute oft noch zögernd und ratlos.

Auf eigenen Füßen zwischen Hoffnung und Skepsis

tungsleuten. Was soll's, keine Zeit! Wollten Sie nicht zur Jugend?

In der Montagehalle treffen wir sie. Dort werden Bohr-, Fräs- und Schleifmaschinen zusammengesetzt, jährlich bis zu 600 Stück, ein Großteil für den Export. Die Csepeler bauen seit 60 Jahren Werkzeugmaschinen. Es gibt kein Fließband, doch überall wird emsig gewerkelt. Jeder hat seine spezielle Aufgabe. Präzisionsmaschinen erfordern Präzision. An mehreren Arbeitsplätzen Pärchen, der Junge neben dem Alten. So werden Erfahrungen weitergegeben. In der Regel. Manch alter Hase ist eher zurückhaltend, weil er fürchtet, der jugendliche Elan könnte ihn überrollen. Das wichtigste heute ist eben ein sicherer Arbeitsplatz. Denn die Hiobsbotschaften überschlagen sich. Zählte man Ende '89 im Land 30 000 Arbeitslose, rechnet die ungarische Regierung für dieses Jahr damit, daß die Zahl auf 100 000 klettern wird. Bankrotte Betriebe werden zum Kauf angeboten oder rigoros geschlossen. Wen trifft das zuerst? Die, die nicht mehr so können, und jene, die noch keine fertigen Fachleute sind.

Bei Csepel steht die Frage nicht so! Heute! Alle Jungen, mit denen wir sprechen, fühlen sich diesbezüglich sicher. Antal Mucska, einer der erfahrensten unter ihnen, seit 15 Jahren dabei, sagt: „Seit der Betrieb als Aktiengesellschaft arbeitet, wird alles etwas besser organisiert, die Materialien sind regelmäßiger da, wir können mehr Maschinen montieren. Aufträge gibt es genug. Leider ist der Lohn ‚auf die Hand' nicht mehr geworden durch die Besteuerung seit zwei Jahren. Das Leben jedoch wird ständig teurer!"

Um der wachsenden Schuldenlast (1989 waren es 49 Milliarden Forint) endlich Herr zu werden, fährt die Regierung einen Kurs, der die Bevölkerung bis an die Schmerzgrenze belastet. Subventionen entfallen – die Lebensmittel- und Mietpreise klettern erschreckend. Wie lange werden die Werktätigen diesen sozialen Druck noch ertragen? Was kann der einzelne dagegen tun? Die meisten in der Halle hängen an ihre Schicht noch eine halbe dran, sind also bis zu zwölf Stunden in der Pflicht. Wenn sich das im Montageergebnis niederschlägt, kommen sie monatlich auf 12 000, mit Glück auf 13 000 Forint. Oft müssen sie dafür aber noch einen Wochenendtag opfern. Der Streß ist programmiert. Wir sehen manch junges Gesicht blaß und abgespannt. Die 22- und 25jährigen, meist verheiratet, das erste Kind schon da, hoffen jedoch, daß sie sich damit ein Familienbudget schaffen, um neben den laufenden Ausgaben eines Tages auch einen Kredit für die eigene Wohnung aufnehmen zu können. Denn wenn jemand nach 14 Stunden in ein beengtes Untermieterzimmer (für das er bis zu 4500 Forint zahlt) oder in die überbelegte elterliche Wohnung zurückkehrt, geht der Streß automatisch weiter. Über längere Zeit zerstört solch eine Situation nicht selten persönliche Zukunftsträume und die Harmonie junger Ehen. Wann hat man noch Zeit füreinander? Die Folgen: hohe Scheidungsquoten, viele alleinstehende Mütter, Alkoholkranke und die höchste Selbstmordrate ('89 = 4494) in der Welt. Dem zu begegnen, greift man nach jedem Strohhalm, wie Sandor Toth, 25jähriger Monteur, bei Csepel gelernt und nun zum Stamm gehörend. Er entdeckte ein wackliges Häuschen in einem Dorf am Stadtrand, kaufte es und will nun neu bauen. Der Betrieb bewilligte ihm großzügig einen zinslosen Kredit von 60 000 Forint (weil er sich für weitere 10 Jahre bei Csepel verpflichtete). Wenn eine Eigentumswohnung in Budapest inzwischen jedoch 1,4 Millonen Forint kostet, kann Sandor sich ausrechnen, wie weit er mit seinem Darlehen kommt.

Die Solidargemeinschaft

Trotz dieser Last, die Jungen, zumindest die, die noch Kraft spüren, wollen sich nicht einzwängen lassen in den monotonen Rhythmus: Arbeit – Einkauf – Essen – Schlaf – Arbeit. Sandor will sich beispielsweise sprachlich bilden: Deutsch und Französisch. „Nicht, um auswärts zu arbeiten, sondern um andere Kulturen kennenzulernen. Auch für den Beruf ist es günstig, gibt es doch lange Kooperationen mit Deutschen und Österreichern. Antal bastelt zu Hause Minicomputer, Petrik will die Meisterschule besuchen. Und Andras Petics (23) organisiert das Eigenleben der „Jugend-Gesellschaft der Maschinenfabrik". Demnach steht nicht jeder für sich allein? Nein, seit kurzem nicht mehr. Aber ihr Statut betrifft nur die Interessen der 400 Jugendlichen in der Fabrik. Ein neuer Anfang. Von einer von oben gelenkten Organisation halten sie nichts. Wollen sich deshalb weder dem KISZ-Nachfolger noch dem Landesrat der Jugendorganisationen anschließen, der bereits über 40 Vereinigungen umfaßt. Vorerst unternehmen sie Wanderungen und Fahrten, treiben ein bißchen Sport, treffen sich in Familie und reden über Politik. Eine kleine Solidargemeinschaft. Kann sie überhaupt Wirkung erzielen? „Wir

JUGENDMAGNET: Jeder neue Westshop in Budapest zieht vor allem junge Käufer an. Koste es, was es wolle, ich muß die Sache haben.

verschaffen uns auch Gehör bei der Direktion. Das ist nötig, weil die Gewerkschaft zuwenig für uns tut."
Zu den mehr als 100 Mitgliedern der Jugend-Gesellschaft gehören Gabor und Gustav, zwei aufgeschlossene 25jährige Diplom-Ingenieure, letztes Jahr von der Technischen Universität gekommen. Ihr Blick ist noch nicht durch Gewöhnung getrübt. Ihrer Meinung nach wird im Betrieb immer noch zuviel Durchschnitt produziert. Spitzenerzeugnisse, die auf dem Markt den Preis bestimmen, fehlen dagegen. Gabor: „Wer möchte nicht gerne neue moderne Maschinen und die Technologie dafür mit entwickeln helfen. Doch die technische Intelligenz hat ebenfalls Startschwierigkeiten, der materielle Anreiz für Schöpfertum ist begrenzt. Es gibt wenig junge Leiter, die alten aber können sich schwer umstellen."
Was folgt daraus? Anstatt über einem Forschungsauftrag zu schwitzen, gehen die Jungtechniker nach Feierabend außerhalb des Werkes einen zweiten Job ein: als Physik- und Mathedozenten in der Abendschule. Für 40 Forint für die Stunde, der Preis für zwei Flaschen Bier. Aber schließlich hat man Familie...

Die Artigen und die Gerissenen

Der Unternehmergeist unter den jungen Budapestern blüht. Die Artigen versuchen es mit zusätzlicher Arbeit, um mit ein paar Forint ihr Taschengeld, ihr Stipendium oder die Haushaltskasse aufzubessern. Sie sind überall unterwegs: als Straßenverkäufer, als Wagenwäscher, als Einkäufer für ältere Herrschaften, als Ordner bei Rockkonzerten, als Nachhilfestundengeber, als Saubermann ...
Die Gerissenen machen auf „Großhändler". Sie vermieten Wochenendhäuser, lassen Boutiquen für sich handeln, tauschen illegal Währungen, spekulieren mit Wohnungen, schikken Mädchen auf den Strich und stecken Schmiergelder ein. Die Jagd nach Geld geht über alles, die Moral unterliegt. Eben auch ein Merkmal der Marktwirtschaft, von der doch so viele hoffen, daß sie alle Probleme lösen kann. In einer Budapester Zeitung lesen wir die Meinung des Harvard-Professors John K. Galbraith, einst Wirtschaftsberater der Präsidenten Kennedy und Johnson. Er bezweifelt, daß es heute schon einen gibt, der das Funktionieren der Marktwirtschaft bereits aus dem Effeff kennt. „Wir müssen noch viel im Umgang mit der Marktwirtschaft lernen, damit deren positive Wirkungen allen Menschen zugute kommen. Ich denke dabei an Dinge wie die Wohnungsfrage, die die Marktwirtschaft keinesfalls gelöst hat, oder die gerechtere Verteilung der Einkommen."
Dies alles bewegt wohl nicht nur die Jugend in Ungarn.

Gegen die Apathie

Mittwochabend, 19 Uhr! Eine grüngetünchte bejahrte Gewerbeschule auf der Budaer Seite macht Spätdienst. Sie hat ihre Räume an Abendkurse vermietet. Sprachausbildung, Vorbereitung aufs Abitur, Computerlehrgänge haben großen Zulauf. Wir erleben eine Doppelstunde Deutsch. Eine sympathische Lehrerin und 18 Kursanten. Die Mehrzahl von ihnen Mitte zwanzig. Sie studieren oder stehen mitten im Berufsleben. Warum lernen sie Deutsch? Judith und Ewa, Hebamme und Krankenschwester; möchten für Jahre in die BRD, dort Geld verdienen. Gabor, Bauingenieur: Endlich eine Sprache beherrschen, mit Russisch hat's nicht geklappt, es gibt gute deutsche Fachbücher. Erika: Sie werde Bildreporterin, will viel unterwegs sein. Barbara, noch Schülerin: Gehe demnächst in ein deutschsprachiges Gymnasium. Roland, selbständiger Goldschmied: Hier in Mitteleuropa hat die deutsche Sprache Tradition, brauchbar auch fürs Geschäftsleben. Nora, Jurastudentin: Erst mal für mich, später nützt es mir bestimmt im Beruf. Andere geben als Grund Reiselust und geplante Auslandseinsätze an. Alle sind aus eigenem Entschluß hier.
Insgesamt sei der Lernwille der Jugend beachtlich, meinen Budapester Journalistenkollegen. So versuchen sie sich gegen die Apathie in der Gesellschaft zu wehren. Und wenn etwas zum Positiven tendiert in der Zeit der Reformen, dann im Bildungswesen. Die Ausbildung von Lehrern wird mehr als verdoppelt, die Hochschullehrer erhalten bis zu 30 Prozent höhere Gehälter. Jeder, der das Abitur macht, kann studieren. Selbst eine Privatuniversität, aus Stiftungen finanziert, ist im Entstehen, zur Ausbildung von Spitzenkräften. Wichtig ist allerdings, daß diese danach auch in den wissenschaftlichen Instituten Ungarns solche Bedingungen vorfinden, die für eine Forschungstätigkeit nötig sind und die Forscher selbst richtig stimulieren. Sonst ist der Reiz groß, als Wissenschaftler seine Fähigkeiten außer Landes „zum Kauf" anzubieten. 13 Prozent der Gilde, vor allem junge Talente, sind diesen Weg gegangen. Beängstigend kann es werden, wenn die Zahl derer wächst, die nicht mehr zurückkommen wollen. Anwendbares Wissen ist schließlich die teuerste „Ware", die ein Land besitzt.

Leidenschaftlich wild und gefühlvoll

Es wäre ein sehr einseitiges Bild, der Jugend Budapests nur beim „Schaffle, schaffle", beim Büffeln und beim Forintumdrehen begegnen zu wollen. Der Nachwuchs gibt sich dort weiß Gott so voller Esprit wie anderswo auch. Das heutige Erlebnis zählt! Da sind die akrobatischen Skateboard-Fahrer auf dem Heldenplatz. Da tref-

Auf eigenen Füßen zwischen Hoffnung und Skepsis

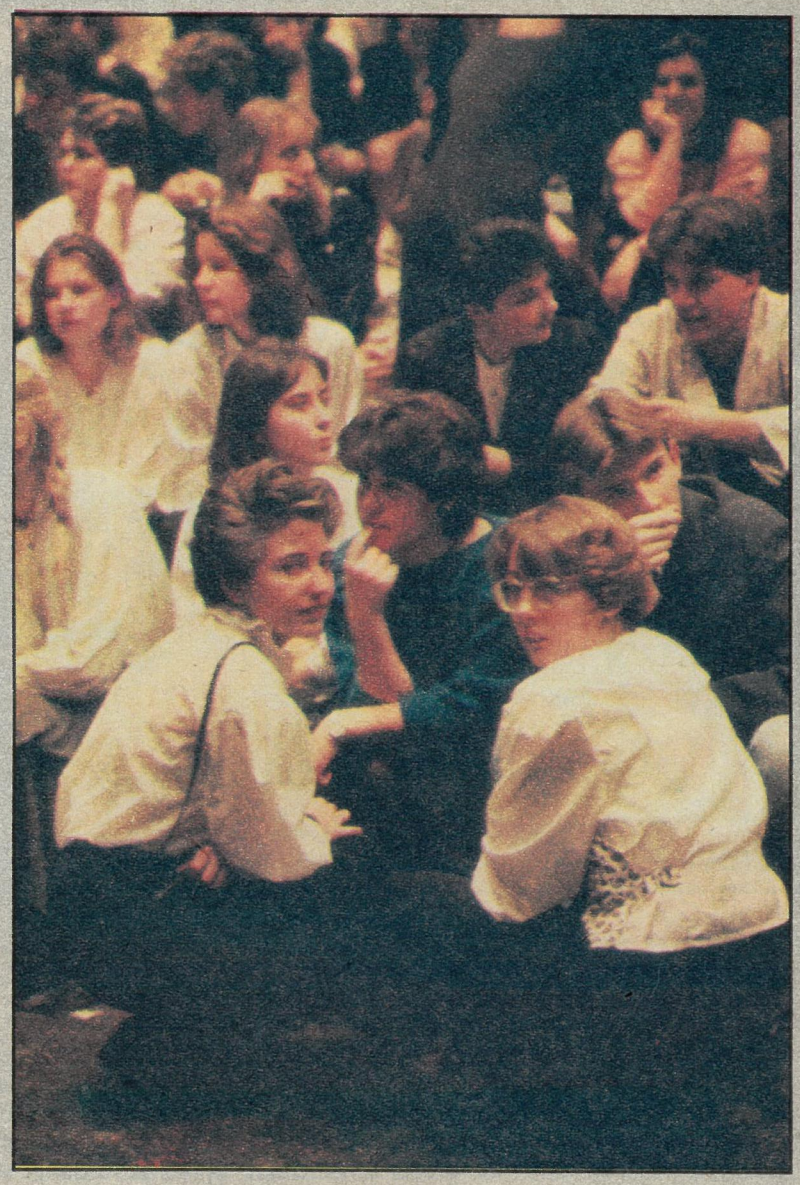
fen sich Sportliche, Verwegene und Verliebte unter Flutlicht auf der Eisbahn am Stadtwäldchen. Da formiert ein neuer amerikanischer Thriller spontane Schlangen vor der Kinokasse. Da gibt es die Paradierboulevards rund um den Vörösmarty-Platz und jeden Abend einen überfüllten Klub junger Künstler. In dessen Kellerbar kann man ohne Distanz mit Filmemachern, jungen Literaten und seinen Rockidolen eine Cola oder einen Palinka trinken. Die Diskussion um Avantgarde-Malerei findet mit den Autoren unmittelbar vor dessen ausgestellten Werken im Treppenflur statt. Und getanzt wird auch in Budapest. Leidenschaftlich wild und gefühlvoll – eben jugendgemäß. Wir erleben es am letzten Abend im Petöfi-Csarnak, einer Super-Vergnügungs-Mehrzweckhalle. Abiturball ist angesagt. Sieben Klassen feiern ihren errungenen Reifegrad – und mit ihnen mindestens 1000 Bekannte, Verwandte, Lehrer, Verliebte. Es wird getanzt, gelacht, geküßt und geredet – im Powerstil. Eine selten ausgelassene, fröhliche Runde. Und alles ohne große Fleischplatten und Alkohol, ein Sandwich und ein Juice tun's auch. Heute feiern sie einen Sieg. Was wird der Morgen ihnen bringen? Die meisten werden studieren, neuerdings ohne Aufnahmeprüfung, aber hartem Leistungsnachweis nach den Grundsemestern. Sie haben viele gute Vorsätze, wissen aber, daß die Gesellschaft sie nicht nur mit offenen Armen aufnimmt...

★★★

An wen können sich die Jungen auf dem Weg ins Leben halten? An die Familie, die Eltern? Ja – meistens. An ihre Jugendorganisation? Welche? Ihre Interessenvertretungen haben sich in der Krisensituation zersplittert, und so treffen sich die Jugendlichen zumeist in kleinen Grüppchen und Klubs. Sie vertrauen der eigenen Kraft zuwenig. Und die politischen Parteien? Die Wahlen sind im März, aber noch keine der Parteien hat ein Programm, zu dem die Jugend unbedenklich „ja" sagt. Ökonomiestudent Petr spricht's für viele aus: „Gute Politik heißt gut wirtschaften. Momentan aber herrscht dort Chaos, deshalb kann man keiner Partei glauben. Und alle die, die doppelt ranklotzen müssen, sind zu erschöpft, um sich politisch zu engagieren."
Junge Leute in Budapest, wie wir sie erlebten.

Zusatzfoto: Imre Benkö

FREUDE AM SPIEL – Nachdenken über morgen. Die Abiturienten (unten) wollen in die Industrie, ins Bank- oder Hotelfach, in die Medizin, in den Außenhandel. Werden sie dort auch ankommen?



ROCK ÜBERALL: Die Amateure wetteifern lautstark mit den Profis um die Gunst des Publikums und ein gutes Geschäft.

● AUS-LESE

Die Zeit
Ob im Osten oder im Westen – kaum einer, der gegenwärtig nicht den Stoßseufzer Heinrich Heines im Sinne hätte: „Denk ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht."

Zycie Warszawy
Die einen wollen die Vereinigung, die anderen betrachten sie als deutsches Verhängnis, viele nutzen den Vorwand der Entschärfung der „Straßenmine", aber alle, einschließlich der Kommunisten, betrachten heute die Vereinigung als „unvermeidlich".

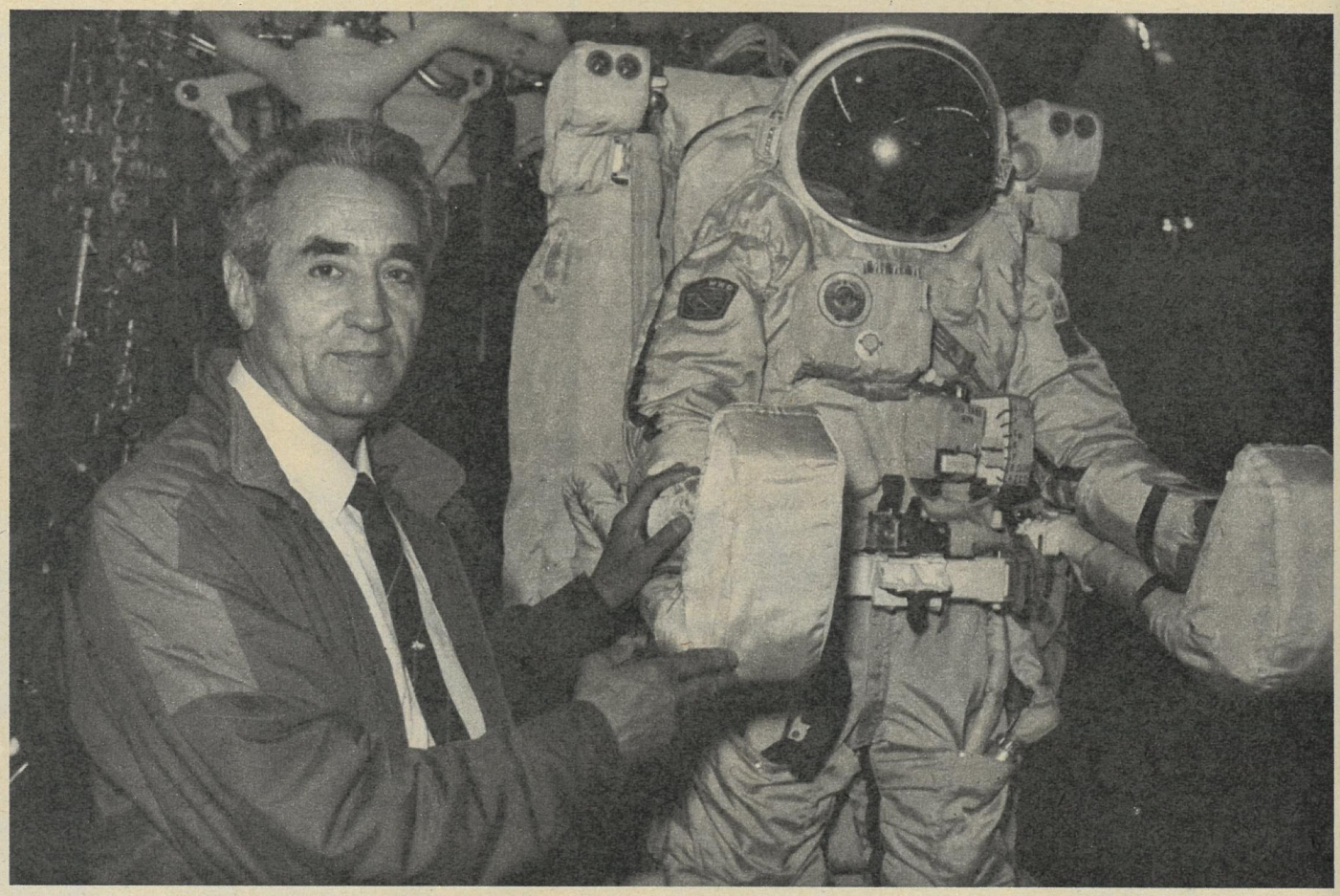
The New York Times
Beide, die Sowjetunion und der Westen, haben einmal versucht, Nazideutschland zu beschwichtigen. Beide scheiterten und bezahlten ihren Preis. Der Westen mag bereit sein, sich in bester Laune auf die Lederhosen zu klatschen, aber in der Sowjetunion sind die Erinnerungen an den zweiten Weltkrieg ebenso lebendig wie die Furcht vor einem emporkommenden Deutschland.

International Herald Tribune
Hat die Wiedervereinigung bereits stattgefunden? Ja, beinahe. In der Wirtschaftssprache handelt es sich hierbei nicht um eine Fusion, sondern um einen Ankauf. Die Bundesrepublik kauft die Deutsche Demokratische Republik auf der Basis der westdeutschen Werte und der westdeutschen Ökonomie.

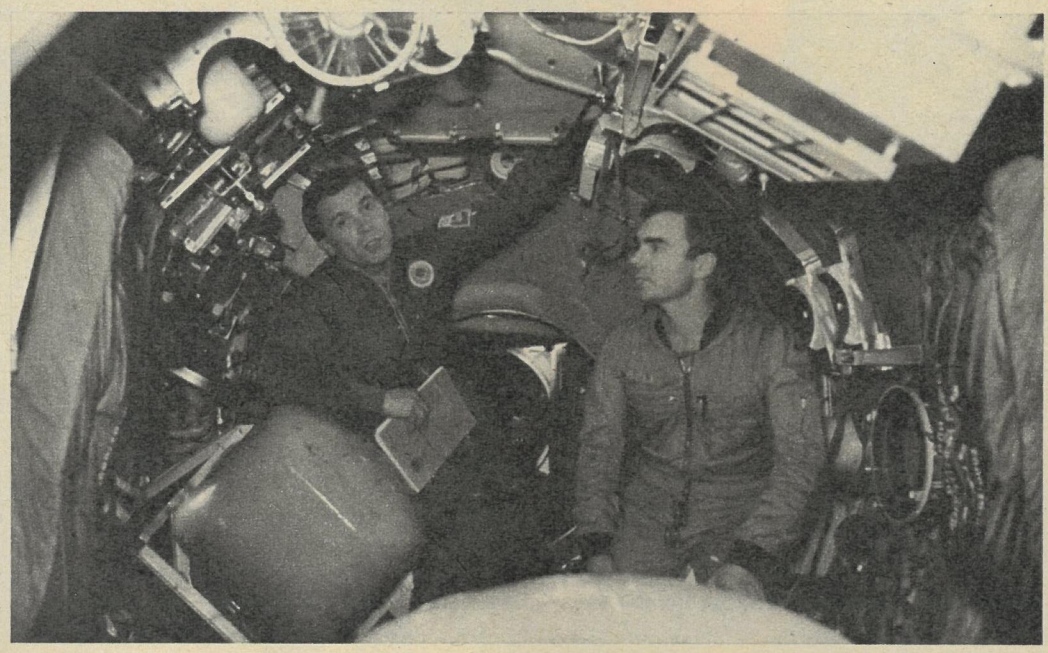
Volksblatt
Jene „Novemberrevolution", die kurzzeitig zehrte von der Hoffnung auf einen eigenständigen Weg in die Demokratie, sie ist nun unwiderruflich Geschichte. Das neue Kapitel heißt: Kampf um Macht und Mehrheiten getreu dem real existierenden bundesdeutschen Vorbild.

Newsweek
Obwohl sich bei Meinungsumfragen in Frankreich immer wieder eine Mehrheit für die deutsche Wiedervereinigung ausspricht, sind die Westdeutschen davon überzeugt, daß den Franzosen im tiefsten Innern ihres Herzens zwei Deutschlands noch immer lieber wären, als ein einziges großes Deutschland im Zentrum Europas.

The Press
Viele Juden in Israel seien über den aufkommenden Antisemitismus besorgt, der mit den Schritten in Richtung Wiedervereinigung nach dem Abbau der Berliner Mauer einherzugehen scheine.

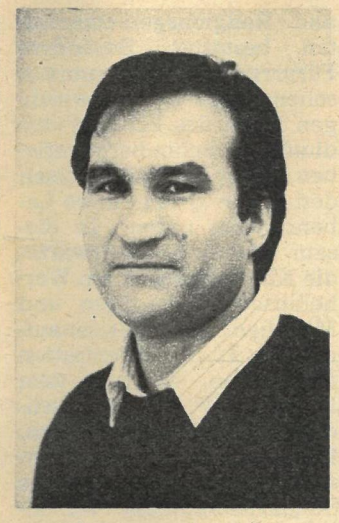


Kosmische Kradfahrer



Umzug im Orbit. Eine neue Stammbesatzung bewohnt seit Mitte Februar die Orbitalstation MIR. Alexander Viktorenko und Alexander Serebrow (unteres Foto) kehrten nach 5 Monaten zur Erde zurück. Die Ergebnisse zahlreicher wissenschaftlicher Experimente brachten sie mit. Fünfmal stiegen sie in den freien Weltraum aus. Dabei testeten sie erfolgreich ein neues Fortbewegungsmittel (Foto oben). Damit konnten sich die Kosmonauten, gesichert durch eine dünne Ankersehne, bis zu 33 Meter von der Raumstation entfernen. Am 1. Februar war kosmische Premiere für „SPK", das „Mittel zum Transport von Kosmonauten". „SPK" – die nüchterne Abkürzung der Techniker gefiel den Kosmonauten nicht. Und so haben sie sich für diesen Stuhl, mit dem sie im Orbit herumkutschieren, Beinamen ausgedacht. Die Mehrheit entschied sich für „kosmisches Motorrad". Dieses Motorrad ist ein Metallgestell mit Steuerpulten in den Armlehnen, in dem ein neuartiger Skaphander steckt mit zwei Drucklufttanks und zweiunddreißig Düsen, die dem Gefährt Bewegung um alle drei Achsen ermöglichen. Man kann Loopings drehen, kreiseln, rückwärts und sich zur Seite schieben. „SPK" wird man in Zukunft bei Außenbordarbeiten häufig benutzen, denn der „Fußmarsch" im Skaphander wird bei größeren Orbitstationen immer länger. „SPK" ist zudem eine Lebensversicherung in Havariefällen, wenn man „gestrandeten" Raumfahrern zu Hilfe eilt, wird unentbehrlich sein bei Montage- und Reparaturarbeiten, im Pendelverkehr zwischen Stationen und frei fliegenden Modulen. Sascha Serebrow wartete über ein Jahr auf den Moment, im Orbit Gas zu geben. Chefkonstrukteur Gai Severin (Foto oben) und sein Ingenieurteam mußten fast ein Vierteljahrhundert auf die erste Fahrt ihres Weltall-Krades warten. 1966 hatten sie bereits ihr erstes Gefährt termingerecht zur Einsatzreife gebracht. Aber mit dem Tod Sergej Koroljows, des Sputnik- und Raumschiff-Vaters, endeten vorerst ihre hochfliegenden Pläne. Entscheidungen, die nun ohne einen Widerpart wie Koroljow auf höchster Ebene getroffen wurden, brachten die Raumfahrtprogramme durcheinander und Projekte wie Severins „SPK", Mischins Mondrakete und Mondraumschiffe sowie die Raumfähre als geheime Verschlußsache in die Tresore und Depots hinter Schloß und Riegel, versehen mit dem Marschallkommentar des damaligen Verteidigungsministers Gretschko: „Das sind unnütze Dinge." Vom Nutzen seiner Konstruktion ist Gai Severin überzeugt, und wenn mit „Buran" der reguläre Erde-Orbit-Erde-Verkehr beginnt, dann ist „SPK" mit an Bord. Die Projektanten haben im „Buran" eine besondere Garage vorgesehen. Erst sechs Jahre nach dem amerikanischen Shuttle-Feuerstuhl MMU wurde Severins „SPK" im Weltall erprobt. Aber Severin hofft, daß seine weiteren Pläne nicht durch Inkompetenz gestört werden und er mit seinen nächsten Projekten die Nase vorn haben wird.

Karl-Heinz Eyermann (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)



Ausländer einbeziehen

Auskunft für FREIE WELT gab Aigali Dshunussow, Vorstandsmitglied der SPD in der DDR, verantwortlich für Ausländerarbeit.

Hat die Ausländerarbeit in der SPD den gleichen Rang wie DDR-Themen?

Wir wollen die Ausländerpolitik nicht wie andere Parteien als Randproblem behandeln. Das ist zum einen der politische Wille der SPD, zum anderen auch ein Ausdruck der inneren Motivation von führenden SPD-Politikern. Ibrahim Böhme hat die letzte Zeit, da er in seinem Beruf nicht tätig sein durfte, als Deutschlehrer für Vietnamesen gearbeitet und viele Probleme kennengelernt.

Welche Aufgaben haben unter Ihrer Verantwortung Vorrang?

Man muß auf die Ausländer zugehen und vor allem auf kommunaler Ebene bewirken, daß sie gleichberechtigt in die Gesellschaft integriert werden. Zweitens versuchen wir, die rechtliche Lage der Ausländer in der DDR zu verbessern. Und drittens, und das ist die schwierigste Aufgabe, geht es um die Aufklärung der DDR-Bürger.

Wie sehen Sie die Lage der Ausländer in der DDR?

Ein großes Hindernis stellt die rechtliche Seite dar. Eheschließung, Berufsbildung, Gewerbegenehmigungen und vieles mehr werden durch Vorschriften reglementiert. Ausländer, die hier mit ihrer Staatsbürgerschaft leben, bleiben außerhalb der Gesetze. Die Grundrechte als Menschenrechte müssen aber von den Staatsbürgerrechten getrennt werden, damit Ausländern nicht länger fundamentale Menschenrechte vorenthalten bleiben.

Wie können wir die verbreiteten Vorurteile abbauen?

Wichtig ist eine richtig geführte Ausländerpolitik. Wir fordern deshalb die Schaffung einer Ausländerbehörde und treten dafür ein, daß Rechtsexperten im Verfassungsausschuß der Volkskammer sich für diese Belange einsetzen. Dann geht es darum, die Bevölkerung über die Ausländersituation besser zu informieren und die Ausländer selbst verstärkt in die Gesellschaft einzubeziehen. Also Schluß mit der Isolierung in „Ausländerghettos". Schluß mit bewachten Wohnheimen, wo selbst Besuche reglementiert werden. Ich glaube kaum, daß sich ein DDR-Bürger so etwas im Ausland gefallen lassen würde. Wir schlagen „Häuser der Völker" vor, wo echte Kommunikation stattfinden kann, wo man die verschiedenen Lebensweisen kennen und akzeptieren lernt. Für Interessierte unsere Adresse: SPD, Postfach 108, Berlin, 1059.

Sie sind selbst Ausländer, leben seit vielen Jahren in der DDR?

Stimmt, ich bin Kasache und stamme aus Alma-Ata. Vor 15 Jahren begann ich ein Germanistik-Studium an der Humboldt-Uni. Dann heiratete ich und bin geblieben...

Und sind politisch in einer deutschen Partei tätig.

Das ist laut Beschluß in der SPD möglich. Aber ich habe schon längere Zeit vorher in der Opposition gewirkt, im Rahmen der Aktion Sühnezeichen und in der Initiative für Frieden und Menschenrechte.

Sind Sie als Ausländer selbst mit Beschränkungen konfrontiert?

Natürlich. Nur zwei Beispiele. Als Ausländer durfte ich nicht als Dolmetscher im Außenhandel arbeiten und bis vor kurzem nur die Grenzübergänge Checkpoint Charly und Friedrichstraße benutzen, wenn ich ohne meine deutsche Frau nach West-Berlin wollte.

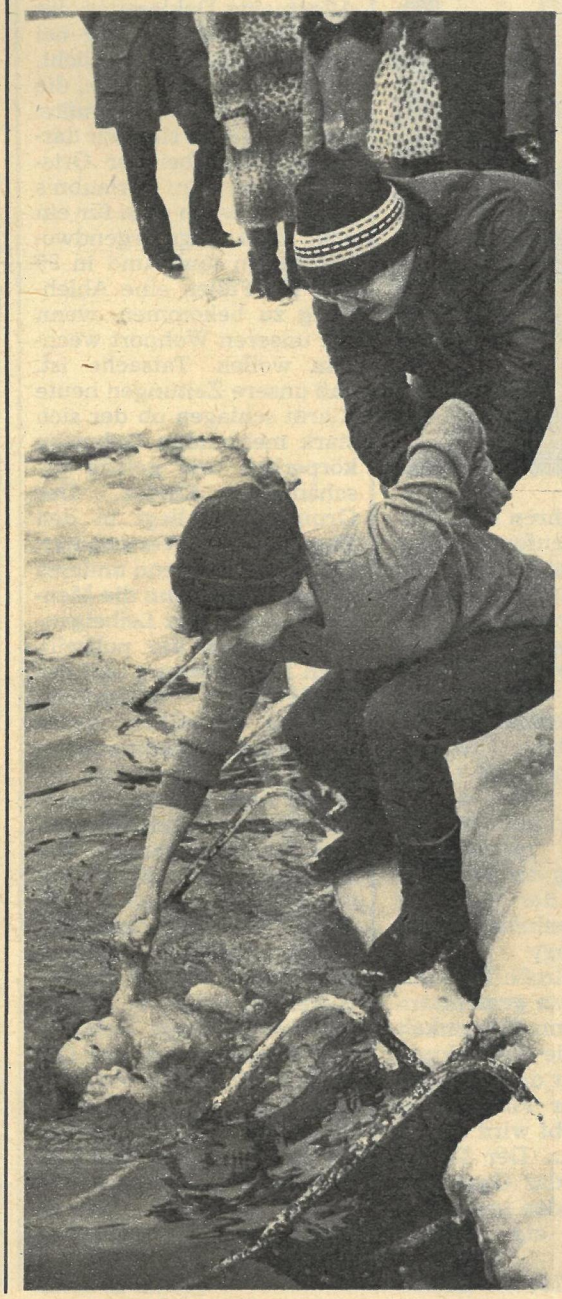
Sie arbeiten als pädagogischer Mitarbeiter im KWO. Wie reagieren die Kollegen auf Ihre politische Tätigkeit?

Die meisten haben sich gewundert. Es gab aber auch Vorurteile. Etwa: Du als Ausländer hast am Runden Tisch nichts zu suchen, das ist Sache der DDR-Bürger. Aber ich muß sagen, daß mir die Zukunft meiner Kinder und des Landes, in dem ich wohne, sehr am Herzen liegt.

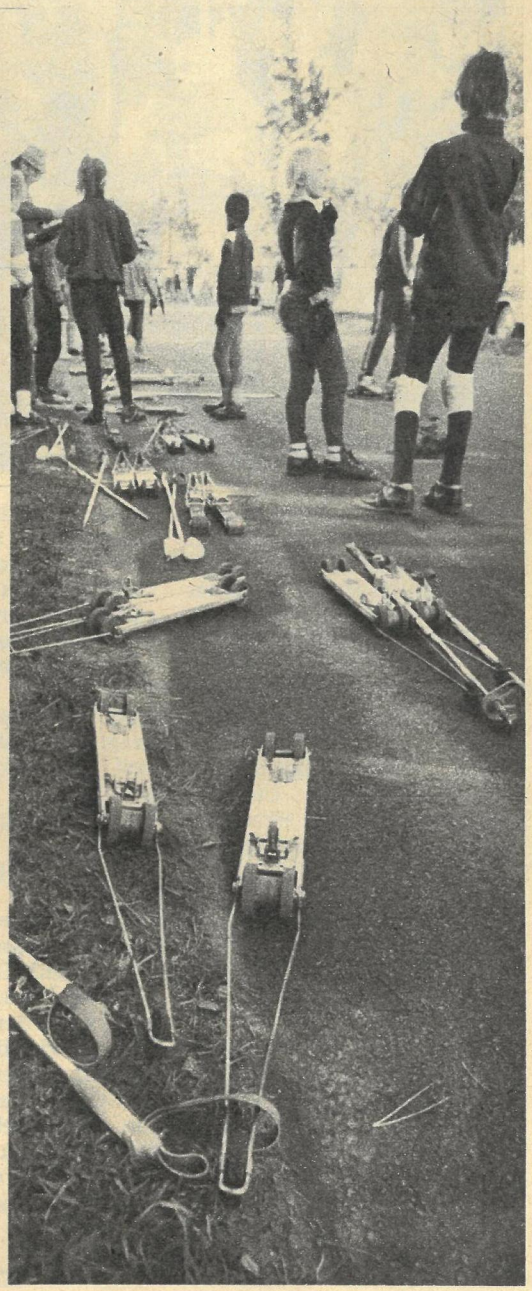
Interview: Lars Keil

Nur wenige winterliche Arbeitstage für die nordböhmische Forstwirtschaft: ČSSR

Maske in Weiß-(Krea-)Tief trotz spärlichen Schnees: Bulgarien



Keine Kompromisse im hauptstädtischen Eisbaderklub „Gesunde Familie": UdSSR



Es rollte auch ohne Schnee bei den jungen „Wintersportlern" ganz gut: DDR

Flaschenteufel trockenlegen

Jede vierte Straftat in Polen wird unter Alkoholeinfluß begangen. Bei jedem vierten Verkehrsunfall ist Alkohol im Spiel. Von den 38 Millionen Polen sind annähernd zwei Millionen gewohnheitsmäßige Trinker, also abhängig. Etwa 800 000 Kinder werden in Alkoholikerfamilien groß. Die Psychotherapeutin Franciszka Boral kümmert sich um einen von dem reichlichen Dutzend Warschauer Abstinenzlerklubs. „Sie sind eine Form, die Alkoholkrankheit zu bekämpfen. Voraussetzung für die Behandlung ist völlige Freiwilligkeit. Die nächsten Angehörigen spielen bei der Therapie eine überaus wichtige Rolle. Wir sind der Ansicht, daß nicht allein der Patient, sondern auch seine Angehörigen krank sind. Die Ursache liegt vor allem in einer gestörten Kommunikation oder in der Einsamkeit." Die Betroffenen werden meistens von den Ärzten der Alkoholikerambulanzen in den Klub geschickt. Die soziale Fächerung bei den Klubmitgliedern ist sehr breit. Es kommen Vertreter der verschiedensten Berufe, sowohl Intellektuelle als auch Arbeiter. Altersmäßig ist die Spanne groß. Beunruhigen muß die Tatsache, daß immer mehr Frauen alkoholabhängig werden. Sie sind für diese Krankheit weitaus anfälliger und lassen sich leider auch schwerer behandeln. Im Klub werden Kranke zusammen mit ihren Familienangehörigen aufgenommen. Der Therapeut versucht, ihnen den Krankheitsmechanismus zu veranschaulichen und die Möglichkeiten zu zeigen, wie man die Sucht überwindet. Überwiegend wird die Therapie am Anfang individuell geführt, erst später folgt die Gruppentherapie. Sie beruht hauptsächlich auf der gegenseitigen psychischen Unterstützung der Klubmitglieder, zu der mitunter auch die Teilnahme an Antialkoholmeetings gehört (Foto oben). Große Teile der Freizeit werden gemeinsam verbracht, denn Einsamkeit birgt stark die Verlockung in sich, wieder den gewohnten Griff (zur Flasche) zu tun. Angestrebt wird die totale Abstinenz. Der Therapeut steuert das Ganze. In Polen entstanden im letzten Jahrzehnt ...zig solcher Klubs.

Elzbieta Lastra

Lebenslänglich an einem Ort

Viehzüchterjurten am Rande der Gobi. Einsamkeit, Stille. Doch auch im Land der Mongolen ist etwas in Bewegung geraten, macht man sich zunehmend Gedanken über einen Erneuerungsprozeß der Gesellschaft. Menschenrechte werden eingefordert. So auch in einem Beitrag der Agentur Mongolpress: „Die Allgemeine Deklaration der Menschenrechte wurde bei uns erst 1989 veröffentlicht, denn dort stehen Dinge, die man verheimlichen mußte. Von Geburt an sind wir daran gewöhnt, bei der Ortsverwaltung um Erlaubnis zu bitten, wenn man für ein oder zwei Tage irgendwohin fahren muß, und in 99 von 100 Fällen eine Ablehnung zu bekommen, wenn wir unseren Wohnort wechseln wollen. Tatsache ist, daß unsere Zeitungen heute Alarm schlagen ob der sich stark mehrenden Geburten körperlich und geistig geschädigter Kinder. Der Grund dafür liegt in den Ehen enger Verwandter. Aber was war denn anderes zu erwarten, wenn die Menschen durch das Leibeigenschaftssystem der polizeilichen Registrierung und des Meldewesens lebenslänglich an denselben, unter mongolischen Bedingungen wenig besiedelten Ort gefesselt sind? Die traditionellen Sippenaufzeichnungen sind verlorengegangen. Wie soll man also in Erfahrung bringen, wer zu wem in welchem Verwandtschaftsverhältnis steht? Die genetische Bürde, an der die Bevölkerung trägt, ist bereits mit bloßem Auge sichtbar. Das Feudalsystem der Gebundenheit an den Wohnort plus Alkoholisierung über ein halbes Jahrhundert haben sich in unheilvolle Folgen für den Genfonds der Nation verkehrt. Dieser Umstand muß diskutiert werden."

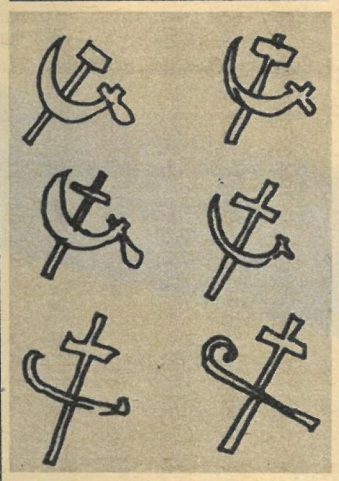
Tschoi Erdenä

Winterbaden durch „444"

Es war eine Maschine der INTERFLUG, die am 24. Dezember vergangenen Jahres – obwohl der Luftraum noch nicht offen war – als erste mit Hilfsgütern an Bord in Constanţa landete. Inzwischen sind Güter im Wert von 7,5 Millionen Mark entweder per Sonderflugzeug, auf Schiene oder Straße befördert bzw. für den Abtransport bereitgestellt. Schon jetzt ist zum Beispiel abzusehen, daß es weiterer 20 Eisenbahnwaggons bedarf, um noch lagernde Sachspenden nach Rumänien zu befördern. Der Aufruf des Solidaritätskomitees der DDR und anderer gesellschaftlicher Kräfte, dem rumänischen Volk mit Spenden für das Konto „444" Kennwort „Rumänien" zu helfen, löste eine Welle der Bereitschaft aus. Neben Geldspenden wurden Päckchen gepackt, Mitarbeiter des Deutschen Rotes Kreuzes der DDR (Foto ganz unten) waren unermüdlich im Einsatz, die Regierung unterstützte beim Kauf und dem Transport der lebenwichtigen Hilfsgüter. Erneut hat sich die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Kirchen und Religionsgemeinschaften bestätigt. Besondere Fürsorge gilt den rumänischen Kindern. Im ehemaligen Heim des FDGB-Präsidiums in Schönberg verleben gegenwärtig 66 Waisen den ersten Urlaub ihres Lebens (Foto unten). In diesem Monat noch erwartet die Kinderrepublik am Werbellinsee 150 Jungen und Mädchen. Ein Spendenaufruf der Pionierorganisation soll helfen, daß auf dem Konto „444" die erforderlichen Mittel bereitstehen. Doch auch in Rumänien selbst konzentriert sich das Solidaritätskomitee vor allem auf die kleinen Hilfsbedürftigen, auf jene, die bisher keinen Platz in der Gesellschaft hatten, in unbeschreiblicher Armut lebten, von denen man erwartete, daß sie möglichst schnell und problemlos starben: auf schwer- und schwerstbehinderte Kinder in fünf Heimen. Sie sind als erste die Empfänger von Nahrungsmitteln und Kleidung, die direkt dorthin gebracht werden. Vertreter des Solidaritätskomitees waren jetzt in Rumänien, um zu sichern, daß das Gespendete den Empfänger erreicht. So gab es u. a. auch Beratungen mit Vertretern der römisch-katholischen Kirche des Landes. Nichts darf verlorengehen.

Ina Stritzke

Begräbnis und Geburt



Hammer und Sichel wandeln sich in Kreuz und Hirtenstab. So jedenfalls die karikaturistische Sicht auf die gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklung in Polen. Wo ordnen sich da die Linken ein? 1600 Frauen und Männer waren Ende Januar nach Warschau gekommen, die PVAP zu Grabe zu tragen und eine neue Partei ins Leben zu rufen. Die Möglichkeiten der PVAP waren erschöpft. Nur eine neue Partei der Linken kann den Anforderungen der parlamentarischen Demokratie gerecht werden. Dennoch standen vielen Tränen in den Augen, als das Parteibanner zum unwiderruflich letzten Mal durch den Saal getragen wurde. Die neue Partei, die schließlich den Namen „Sozialdemokratie der Republik Polen" erhielt, hatte mit dem Auftritt der 19jährigen Schülerin Edyta Kwapich einen optimistischen Einstand. Die jüngste Delegierte eröffnete den Gründungskongreß, leitete mit Geschick die ersten Beratungsstunden. Die Tagung gestaltete sich zu einer Lehrstunde der Demokratie. Das ist auch kein Wunder, denn niemand wird am Morgen aufstehen und sich als neuer Mensch in einer neuen Partei fühlen. Eckpunkte des Parteiprogramms sind die Heimat Polen als oberster Wert, die von Hand- oder Kopfarbeit lebenden Menschen als Ansprechpartner, demokratischer Sozialismus als Ziel und parlamentarischer Kampf als Weg. Eindeutig das Bekenntnis zu Frieden und Abrüstung. Wie weit die Partei Einfluß gewinnen kann, wird davon abhängen, ob sie an Glaubwürdigkeit gewinnt. Viel Hoffnung verbindet sich mit dem Parteivorsitzenden Aleksander Kwasniewski. Der dynamische, trotz seiner 35 Jahre erfahrene Politiker gilt als Mann des Dialogs.

Jörg Schläwe

Rente für den Robinson

Die sowjetischen Medien berichteten zum Jahresanfang ausführlich über das Schicksal des 67jährigen Iwan Buschilo. 1947, so war zu hören und zu lesen, habe er sich für Marschall Shukow engagiert, als dieser in Ungnade fiel. Der einstige Soldat Buschilo befürchtete daraufhin Schlimmes, zog es vor, sich in den weiten belorussischen Wälder zu verstecken. Nun kehrte er nach über vier Jahrzehnten, just zum Jahreswechsel, in sein Heimatdorf Bostyn zurück (Foto unten mit neuem Paß). Grund: Erst jetzt überzeugte er sich davon, daß der Stalinismus zerbrochen ist, es eine Rückkehr zur Ungesetzlichkeit nicht mehr gibt. – So die verbreitete Legende. Ein Prawda-Korrespondent machte sich daraufhin nochmals auf die Spuren des Robinson. Er notierte viele sich widersprechende Erinnerungen der Dorfbewohner und las im Gebietsarchiv den Haftbefehl von 1947. Daraus geht hervor, daß Buschilo einen Einwohner des Dorfes verprügelte und den Milizionär, der dagegen einschreiten wollte, gleich noch mit. Aus Furcht vor der Verantwortung tauchte Buschilo unter (Foto Mitte und oben: sein letztes Lager) und beteiligte sich, in schlechte Wald-Gesellschaft geraten, an bewaffneten Überfällen. Alle Appelle und Bitten zurückzukehren, die Amnestie in Anspruch zu nehmen, ignorierte er. Die Dorfbewohner wurden beauflagt, sollten sie dem Eremiten im Wald begegnen, ihm mitzuteilen, die Verjährungsfrist gelte auch

für ihn! Das Mißtrauen saß bei dem Einsiedler zu tief. – Nun erreichen ihn viele warmherzige Briefe. Ich bin voller Mitgefühl für diesen Mann, heißt es da. Ihm müßten seine Verdienste im Krieg belohnt, alle die Privilegien eines Kriegsteilnehmers zugestanden werden. Frauen zeigen sich bereit, ihn zu heiraten, ihm seinen Lebensabend zu verschönen, sich um ihn zu sorgen. Ob Iwan Buschilo darauf eingehen wird? Wie auch immer, er ist jetzt ein mit allen Rechten ausgestatteter Bürger. Im Januar erhielt der Robinson auch seine erste staatliche Rente.

Wladimir Wolk

● Kurz berichtet

ERREGUNG herrscht unter der jüdischen Bevölkerung der UdSSR. Mitglieder der rechtsradikalen Organisation „Pamjatj" hatten bei einem Überfall auf Schriftsteller für einen bestimmten Tag einen landesweiten Pogrom angekündigt. Großmäuligkeit oder (haken)kreuzgefährliches Vorhaben?

LECH WALESA zog auf den Pariser Montmartre. Nicht er persönlich, sondern seine Kopie steht jetzt im Musée Grevin, dem berühmten Wachsfigurenkabinett. Im Moment beobachtet die Direktion noch die osteuropäische Polit-Szene, um bei weiteren Ergänzungen der Sammlung keine Fehlinvestition zu tätigen.

EIN SCHACHMUSEUM, das vierte in der Welt, öffnete in der ungarischen Stadt Heves. Die wertvollen Exponate trug Ferenc Dobroviczkky zusammen. Der ehemalige Boxer verlor durch einen Unfall das Augenlicht.

AUTOFREI soll bis 1992 das Stadtzentrum des weltbekannten Kurortes Karlovy Vary sein. Zu dieser Fußgängerzone inspirierten die Stadtväter gute Prager Erfahrungen.

WELCHER FEHLER unterlief dem sowjetischen Aufkleber-Fälscher? Das Symbol des DDR-Fußball-Meisters verkauft sich auch im kasachischen Alma-Ata nicht nur wegen des wertsteigernden Kunstfehlers hervorragend.

Redaktion: Wolfgang Suckert; Fotos: Volkmar Billeb, Uwe Völkner, Peter Kroh, TASS/Jazin, CTK, INTERPRESS, ADN-ZB/Thieme, Reiche, Kasper; Repro: Volker Hohlfeld; Karikaturen Guido Zingerl (UZ), L. Vorobiev (Soviet Weekly); Vignette: Detlev Schüler

Ein Beitrag von Hans Bergmann

Teures Spielzeug

Wer auch immer die Idee hatte, den Gipfel zwischen Gorbatschow und Bush auf zwei Kriegsschiffen stattfinden zu lassen, bewies recht exemplarisch, welche Bedeutung und symbolischen Aussagewert Waffen noch haben. Friedensgespräche sind jedoch so notwendig, daß man sie sogar auf einem Pulverfaß hinnehmen würde. Doch wie lange finden Annäherungsprozesse unter Waffen statt?

In der Sowjetunion beginnt nun etwas, was mit dem Wort Konversion bezeichnet wird, was heißt: Umstellung der Kriegsproduktion auf zivile. Aus der immensen Fülle sowjetischer Zeitungen und Zeitschriften, die sich dieser Frage widmen, erfahre ich vieles Widersprüchliche. Mir wird klar, daß allein schon die Frage, wie eine umfassende Konversion aussehen soll, nicht von allen in der gleichen Weise beantwortet wird. Die Entscheidung, das Werk „Barrikada“ in Wolgograd zu besuchen, soll Ausgangspunkt einer Aufklärungsreise sein.

Geschlossene Tore

In Wolgograd erfahre ich, daß die Werkleitung von „Barrikada“ nie daran gedacht hat, mich durch die Werktore treten zu lassen. Dieses Werk hat schon einige Konversionen hinter sich – nach den beiden Weltkriegen – und tritt nun in eine neue ein. Ich habe einem Interview ver-

Vor verschlossenen Werktoren

Was ist eine Konversion mit Hand und Fuß?

Wenn nötig, arbeiten wir mit Brillanten

Der solide Panzer und der anfällige Fernseher

Hochtechnologie für Ohrclips?

Wie viele Panzer brauchen wir?

traut, das der Generaldirektor von „Barrikada", Juri Starkow, dem APN-Korrespondenten in Wolgograd gegeben hat. Der Streichung der Raketenstartrampen für SS 20 soll nun ein Entwicklungsprogramm für Landwirtschaftsgeräte, für Haushaltstechnik usw. folgen.

Der APN-Korrespondent in Wolgograd teilt mir mit, daß Juri Starkow sein Mißbehagen über das Interview bekundet hat und nun offensichtlich jedem die Tür verschlossen hält. In meiner Verwirrung über die verpfuschte Reise lese ich die wenigen Aussagen von Starkow nochmals. „Die Umstellung auf zivile Erzeugnisse vollzieht sich nicht schmerzlos... Die Konversion darf dem Betrieb keine Verluste bringen... Wir haben in unserem Werk ein Kollektiv von talentierten Konstrukteuren, guten Facharbeitern..." usw. Welche „absolut geheime Sache" läuft hinter den Toren? Als ich zudem noch erfahre, daß kürzlich Amerikaner das Werktor durchschritten haben, bleibt mir nur noch die lakonische Bemerkung: „Wäre ich doch nur von der ‚Time'..."

Ich verlasse Wolgograd mit einem bitteren Gefühl und möchte wenigstens in Moskau im Gespräch mit Fachleuten erfahren, was hier läuft. Vollzieht sich überhaupt eine Konversion? Die von mir benannten Wissenschaftler sind unerreichbar; der eine reist irgendwo durch die USA, der andere nimmt an der letzten Sprengung einer SS 20 in Kasachstan teil. Die in Eile nachge-

Teures Spielzeug

reichten zwei Ökonomiedoktoren, Nikolai Aljochin und Alexander Iwanow, sind zwar keine Konversionsfachleute, wissen jedoch über andere interessante Details zu berichten. Über die „Barrikada"-Etüde sind sie keineswegs erstaunt, denn diese Werke ohne Beschilderung sind auch ihnen und anderen verschlossen. Es gibt im Lande kaum einen Ökonomen und Wissenschaftler, der über die Produktionen der Rüstungsfirmen Genaues sagen kann. Selbst im Zeitalter von Glasnost habe man das Empfinden, diese Werke produzieren im Selbstlauf und verschließen sich der Außenwelt, um geheimen Gewerken weiterhin nachgehen zu können. So beklagt sich Dr. oec. S. Blagowolin in der „Moskowskaja Nowosti", daß man zwar erfahren habe, im Jahre 1992 werde die Rüstungsindustrie 60 Prozent ihrer Produktion für zivile Zwecke bereitstellen, doch niemand kenne das reale Gewicht dieser Zahlen. Solle man „ins Blaue hineinplanen", wenn die Rüstungswerke „Verstecken" spielen? Ohne Berechnung funktioniert keine Ökonomie. „Daher ist es unerläßlich, auch in der UdSSR dringlichst die Angaben ‚freizugeben', ohne welche die Fachleute, die sich mit Konversion befassen, nichts vorschlagen können, was Hand und Fuß hat, und auch nichts von dem, was schon getan wurde, berichtigen können." Zahlen über die Rüstungsbetriebe und ihre Beschäftigten, über Ausrüstungen, Rohstoffe und Materialmengen müssen sofort auf den Tisch. Jede Verzögerung gefährde Schicksale von Millionen Menschen in Regionen, in denen eine besonders hohe Konzentration an militärischer Produktion besteht.

Trotz regierungsamtlicher Warnungen „vor oberflächlichem Gerede" sind es gerade die Wissenschaftler, die ihre Sorge über mangelhafte Koordination und Planung einer umfassenden Konversionsstrategie bekunden.

Goldene Kochtöpfe

„Barrikada" mag für die abweisende Haltung verschiedene Gründe haben, nach Vermutung von N. Aljochin und A. Iwanow liegt der plausibelste wohl darin, daß die Werkleitung die „Anweisung von oben" hat, das Werk dicht zu halten, um die Öffentlichkeit nicht mit den Konversionsproblemen und -komplikationen vertraut zu machen. Es sei nur eine Vermutung, beteuern sie. Die Probleme und Komplikationen dürften groß genug sein, um den traditionellen glasnostfremden Riegel vorzuschieben. Der Militär-Industrie-Komplex ist auch in der Sowjetunion nie beauflagt worden, die Waffen so kostensparend wie nur möglich zu produzieren, erläutern die beiden Ökonomen. Er bekam alles, was er sich wünschte, und hat sich an ein freies ungezwungenes Leben gewöhnt. Einer der Gesprächspartner erzählt eine Episode: Ein Bekannter hat den Werkmeister in einer Waffenfabrik darauf aufmerksam gemacht, daß ein bestimmtes Verschlußteil keineswegs aus einer kostbaren Stahllegierung sein müsse, Aluminium mache es auch. Hier wird nur Erstklassiges verbraucht, bekam er zur Antwort, wenn nötig setzen wir auch Brillanten ein. Wen wundert's, wenn aus dieser Produktion ein Kochtopf 5 Rubel kostet, der aus einem normalen Zivilbetrieb für 1,50 Rubel zu haben ist?

Dr. rer. oec. Alexej Kirejew ist diesem Phänomen nachgegangen: „Solange man die Konversion nicht exemplarisch in zwei oder drei Betrieben durchexerziert, werden die ‚geschlossenen Objekte', die in ihrer Mehrheit zur wirtschaftlichen Rechnungsführung übergegangen sind, administrativ herumkommandiert. Die Rüstungsbetriebe müssen Waren erzeugen, die der Warenpalette vor der Konversion absolut nicht entsprechen. Die Aufgabe, Konsumgüter zu produzieren, kam für sie völlig überraschend. Eine Reihe von Rüstungsaufträgen wurde plötzlich zurückgezogen, was die Führung der Betriebe zwang, fieberhaft nach Auswegen zu suchen." Die Eigenerwirtschaftung wurde über die Preise erzielt. „So kostete eine Käseabpackpumpe bei den zivilen Ministerien 180 Rubel, einige Rüstungsbetriebe aber nehmen 3412 Rubel, und für eine Flaschenwaschmaschine verlangen die Rüstungsbetriebe statt 11 300 sogar 50 000 Rubel!" Der Ausweg aus diesem Dilemma: Die Betriebe müssen die administrative Kommandowirtschaft abschütteln und die Ingenieure und Facharbeiter selbst darüber entscheiden, welche Zivilgüter sie mit der vorhandenen Technologie produzieren können und sollten. Demokratie und Glasnost wären auch hier die einzigen wahrhaften Helfer bei der Umgestaltung. Ich habe nun nicht erfahren können, nach welcher Methode „Barrikada" produziert.

Kinderwagen statt Panzer?

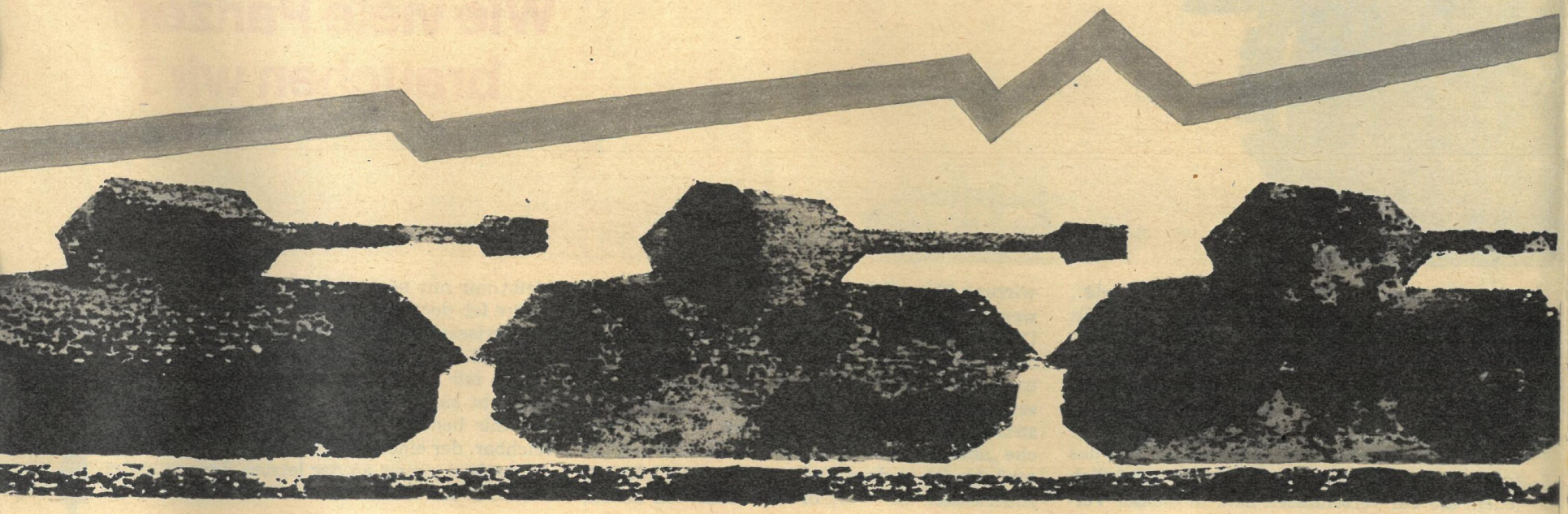
Sowjetische Experten stellen fest, daß die Wirtschaft ihres Landes in zwei voneinander unabhängig arbeitende Sektoren zerfällt. Der militärische ist kleiner, aber besser ausgerüstet; der zivile ist größer, muß aber mit den Resten an Ressourcen und Materialien vorliebnehmen. Die Integration beider Wirtschaftsteile wird nun zum Problem, da es keine Berührung, geschweige denn Bereicherung der zivilen Technologie durch die militärische gegeben hat. In den USA beispielsweise wird die Erteilung eines Rüstungsauftrages meist an die Bedingung geknüpft, einen technologischen Gegenstrom in die zivilen Bereiche zu sichern. Die US-Rüstungsfirmen sind an dieser Durchdringung interessiert, weil sie selbst den Markt auch mit zivilen Gütern beliefern. Insofern hätten diese Firmen bessere Voraussetzungen für eine Konversion.

Auch die sowjetische Rüstungsindustrie stellt seit Jahrzehnten Gebrauchsgegenstände her. Fernsehgeräte und Haushaltsnähmaschinen gar zu 100 Prozent des Gesamtunionsumfangs, Kühlschränke und Tonbandgeräte zu 97 Prozent, Staubsauger und Waschmaschinen zu 70 Prozent usw. Doch wird versichert, daß der Panzer weitaus solider ausfällt als beispielsweise ein Fernsehgerät. Die technologischen Bedingungen, unter denen beides gebaut wird, unterscheiden sich wie Tag und Nacht. Die absolute Notwendigkeit, die Warenregale schleunigst zu füllen, hat einige Ministerien zu Entscheidungen veranlaßt, die offensichtlich unüberlegt waren. Die Gefahr, daß konvertierende Rüstungsfirmen ihren technologischen Höchststand einbüßen, wenn man sie mit der Produktion der tausend kleinen Dinge beauflagt, liegt auf der Hand. Jeder hochtechnologisierte Rüstungsbetrieb kann natürlich von heute auf morgen Metallbetten schweißen, Ohrclips pressen, Maschinen für Speiseeisherstellung und anderes mehr erzeugen. Im Endeffekt jedoch wird eine Technologie, die imstande wäre, Gebrauchsgüter von vollkommener Präzision wie beispielsweise Computer, Rechner, Videokameras usw. herzustellen, völlig mißbräuchlich verwendet. Nicht Kinderwagen statt Panzer, sondern Motoren und Maschinen mit hohem Gebrauchswert und von exportfähigem Standard wären die Lösung.

Die Entwertung der Hochtechnologie hätte auch einen sozialen Aspekt: Die Werktätigen im Verteidigungssektor sind Spezialisten mit entsprechender Lohnskala. Stellen sich die Werke auf Eigenfinanzierung um und begehen dabei die Unterlassungssünde, vorhandene Technologie und das Fachwissen zu unterfordern, so hat das soziale Folgen, beginnend bei Lohnkürzungen.

Eine sporadische Konversion?

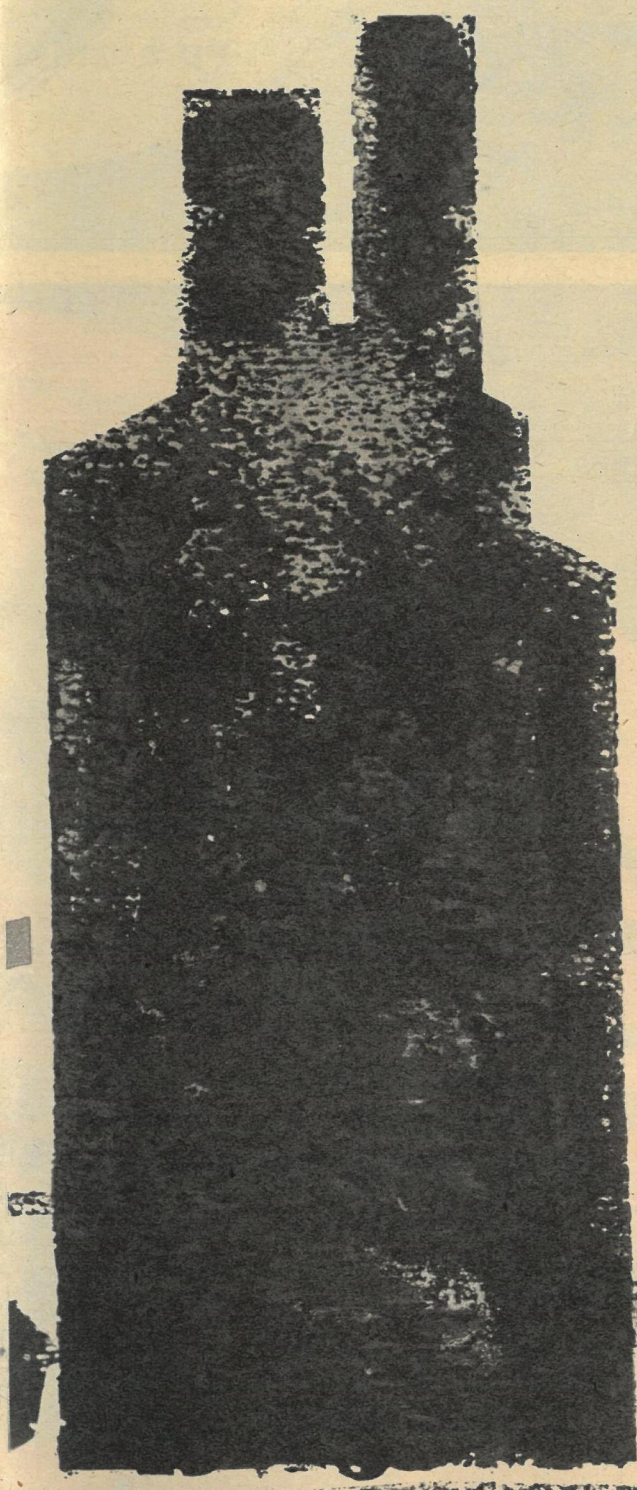
Zu den vielen offenen Fragen der Konversion gehört auch jene, daß oft die beste Technologie für die Waffenproduktion nicht sofort für die zivile Produktion einsetzbar ist. Der ausgebliebene



Austausch der Technologien rächt sich. Umbauten und Umrüstungen werden notwendig wie auch eine Umqualifizierung der Werktätigen. Das kostet vorerst Geld, viel Geld!
So stößt die Konversion mitunter nicht nur an die konservativen Denkgrenzen einiger Militärs, sondern auch auf den Unwillen einiger Werkdirektoren und ihrer Belegschaften. Die geruhsamen Tage, da ihnen aus dem Staatssäckel alles bewilligt wurde, sind vorbei. Mit der Umstellung auf ökonomische Rechnungsführung beginnt auch die Eigenverantwortung, und die muß gelernt sein.
Ich erkundige mich bei Dr. Aljochin und Dr. Iwanow, ob aus den Konversionen der 40er, 50er und 60er Jahre Lehren gezogen wurden. Sie antworten ausweichend, und ich höre ihre Zweifel heraus, ob überhaupt noch bekannt ist, wie die Dinge damals verliefen. Nach ihrer Ansicht kann die Konversion in jenen Jahren nicht allzu kompliziert gewesen sein, denn ein Panzer war ohne aufwendige Technik und wurde in ähnlicher Weise gefertigt wie ein Traktor. Zudem konnte ein Traktorfahrer ohne Ausbildung auf einen Panzer umsteigen und umgekehrt.
Aus einem Zeitungsbericht erfahre ich, daß man erst jetzt mehr als 600 Dokumente entdeckt hat, die über die sogenannte Stalinsche Konversion von 1945 bis 1947 berichten. Die sozialen Folgen für Hunderttausende Demobilisierte bereiteten den damaligen Machthabern keine schlaflosen Nächte. Wieso diese Dokumente bis heute geheim bleiben konnten und somit einem lehrreichen Studium entzogen waren, müssen die zuständigen Gremien beantworten.
Die sogenannte Chrustschowsche Konversion ist vielen noch erinnerlich und hat insbesondere bei Militärveteranen einen dumpfen Groll hinterlassen. Über zwei Millionen Soldaten und Offiziere wurden aus den Streitkräften entlassen, vielen Offizieren wurde nicht einmal die Möglichkeit eingeräumt, bis zur Pensionierung zu dienen. Entsprechend geringer fielen die Pensionen aus. Und doch sagt man dieser Konversion einen spürbaren Nutzen nach, Renten und der Wohnungsbau erhöhten sich drastisch, doch die mangelhafte Beachtung sozialer Folgen für die Betroffenen und die administrativen Härten sind unvergessen.
Wie wird nun die neuerliche Konversion aussehen? Die quantitativen Parameter klingen beeindruckend. Von 1990 bis 1991 soll der Militäretat um 10 Milliarden Rubel gekürzt werden, im ganzen Planjahrfünft um 30 Milliarden. Diese Summen werden der Verteidigungswirtschaft entzogen, was die Rüstungswerke zunehmend zwingen wird, alternative Produktionsprofile zu erarbeiten. Von einer Konversion mit „Hand und Fuß“ kann man nur sprechen, wenn an die Stelle der militärischen die zivile Produktion tritt unter Nutzung der Höchsttechnologie. Bis heute jedoch fehlt eine gesamtnationale Konversionsstrategie, die von Ökonomen, Wissenschaftlern und Werkdirektoren angemahnt wird, soll eine Umstellung dieses Ausmaßes ohne soziale Härten und ökonomisch effektiv vonstatten gehen.

Schluß mit Kriegsspielerei!

So notwendig wie die Konversion ist auch die Beschleunigung der Abrüstung, um die notwendigen Gelder für soziale, ökonomische und ökologische Reformen freizusetzen. Der öffentliche Druck wird nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch in der DDR drängender. Der Ruf nach Glasnost in unserem Verteidigungsbereich ist unüberhörbar. Viele lehnen es ab, im Zeitalter beginnender internationaler Kooperationen sich Diskussionen über Verteidigungsstrategien anhören zu müssen.
Wieviel Panzer und Artilleriesysteme benötigt ein bestimmter Verteidigungsabschnitt? Und wieviel Nuklearraketen? Die Antwort der Militärs wird zumeist großzügig zugunsten der Waffen und Mannschaftsstärken ausfallen. Der sowjetische Generalmajor Valentin Larionow ist über die Politiker und Militärs beider Paktsysteme zutiefst beunruhigt und empfindet es als alarmierend, daß, bei zugestandenen Abrüstungsschritten, auf beiden Seiten davon ausgegangen wird, die „Gefechtsbereitschaft“ mit perfektionierten Waffen aufrechtzuerhalten. „Wird angesichts der entstandenen Situation in Ost und West der Kurs auf die qualitative Perfektionierung der Militärtechnik, auf die Modernisierung der Streitkräfte und auf einen Ausgleich für die Kampfkraft der abzubauenden Waffen richtig verstanden? Fördert die Unverzichtbarkeitserklärung für die mobilsten, schnellsten und unverwundbarsten Waffensysteme nicht die Beibehaltung, ja Verschärfung der explosiven Lage in der Welt, vor allem in Europa?“ Schluß mit der Kriegsspielerei, fordert der General. Wenn Militärs ehrlich wären, müßten sie eingestehen, daß die Abschreckungsdoktrin auch sie beherrscht. Nicht die Zahl der Waffen und Mannschaftsstärken entscheiden über den Weg zum Frieden, sondern nur politische Lösungen. Und diese handelt man nicht im Schatten von Raketen aus. Solange Friedensgespräche auf Kriegsschiffen stattfinden, sollte man wachsam bleiben. Verantwortungsbewußtsein sollte uns gebieten, die Militärmaschinerie – wenn nötig, auch einseitig – drastisch zu verringern, um für die ganze Welt ein Zeichen zu setzen. „Wenn Mauern nicht von außen gestürmt werden, sondern von innen verfallen, hat Rüstung ihr Vorrecht verloren“, schreibt die westdeutsche Zeitung „Die Zeit“. Die Aussage Gorbatschows, die USA nicht mehr als Gegner zu sehen, ist ein weltanschaulicher Durchbruch und macht Hoffnungen auf radikale Abrüstungsschritte. In diesen Tagen teilte die Sowjetunion mit, daß sie künftig alle Daten der Verteidigungsausgaben, Art und Zahl der Waffenproduktion und die Truppenstellungen veröffentlichen wird.
In einer Welt schwindender Feindbilder und zunehmender Kooperation wären radikale Schritte ein kalkulierbares Risiko, kalkulierbarer, als auf Bergen von Waffen zu sitzen. Der Sicherheitsgewinn wäre größer als das Sicherheitsrisiko. Das gehört zum neuen Denken. Zögerliche Abrüstungsschritte können irgendwann zu spät kommen. Eine große Geste würde die Weltöffentlichkeit in einen einmaligen und ungewöhnlichen Vorgang einbeziehen.



**Kinderwagen statt Panzer?
Das ist nicht Sinn und Ziel einer Konversion**

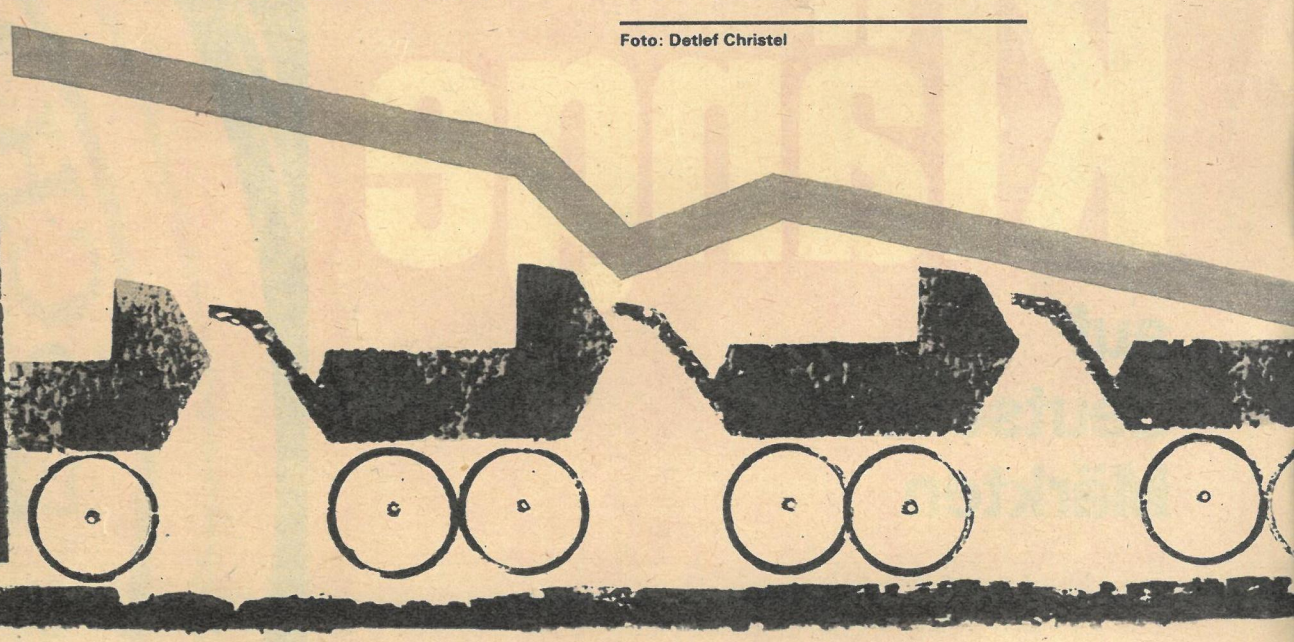


Foto: Detlef Christel

Zeichnung: Rainer Schwalme

Pilz & Co

Neue Klänge

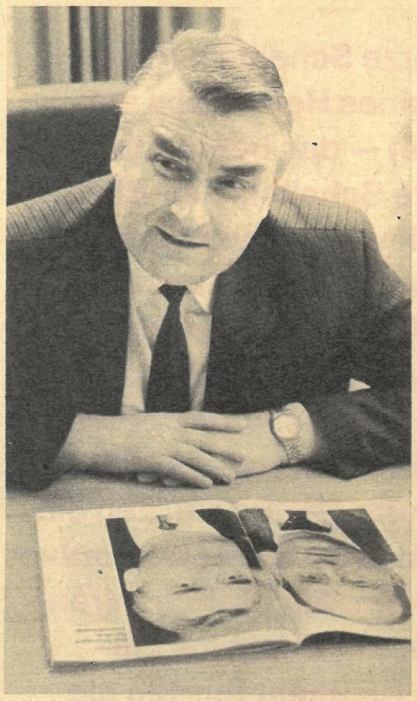
auf deutschen Märkten

Die schwarze Scheibe mit „Die Stimme seines Herrn“ (His masters voice) — das berühmteste, weil älteste Schallplatten-Etikett, heute noch von EMI verwendet — hat Konkurrenz bekommen: Compact Disc. Sie leiteten vor wenigen Jahren auf dem Musikmarkt das digitale Audiozeitalter ein. Reiner Pilz, Mittelständler in Bayern, ahnte den Boom, den die kleinen silbernen Scheiben weltweit auslösen. Als Branchenfremder stieg er mit Erfolg ins Geschäft ein. Nunmehr führten die Pilz-CDs zum ersten deutsch-deutschen Joint venture mit dem Kombinat Robotron in Dresden. Damit werden die begehrten musikalischen Silberlinge bald auch für viele Musikfreunde in unserem Lande erklingen.

„Erstes deutsch-deutsches Joint venture perfekt!“ lautete eine der Schlagzeilen zu dem vom Kombinat Robotron Dresden und der Firma Pilz, Kranzberg bei München, im Dezember vereinbarten Gemeinschaftsunternehmen. Robotron-Generaldirektor Friedrich Wokurka befragt, erklärte dazu: „Der gemeinsame Betrieb ist für uns ein erster neuer Schritt auf deutsch-deutschen Märkten. Wir versprechen uns von der Partnerschaft mit der Firma Pilz sehr viel. Sie bietet moderne Technik und Technologie für den Bau eines Compact-Disc-Werkes in der DDR. Mit ihm schaffen wir ein Pilotprojekt, das nach marktwirtschaftlichen Prinzipien arbeiten wird. Insofern ist es auch für andere sehr interessant. Robotron selbst hat große Erfahrungen bei der schnellen Investvorbereitung und -realisierung. Das heißt, beide Seiten sind guter Dinge. Das Werk wird Anfang 1992 die Produktion aufnehmen.“ Zugleich riet uns Generaldirektor Wokurka, die Firma Pilz in Kranzberg kennenzulernen. Wir folgten dem Rat und fuhren ins Münchner Land. Hier stand uns der bayrische Unternehmer Pilz Rede und Antwort.

☆

Auf die Frage an Reiner Pilz, was ihn am Ost-West-Geschäft reize, antwortet der mittelständische Unternehmer, der als Außenseiter 1985 mit einer völlig neuen Fertigungstechnologie in das florierende CD-Geschäft einstieg: Für ihn sei das kein Ost-West-Geschäft, die Vereinigung beider deutscher Staaten im Rahmen einer europäischen Politik halte er nur noch für eine Frage der Zeit. „Das Joint venture ist für mich ein gutes deutsch-deutsches Geschäft, allerdings nach internationalen Maßstäben und unter marktwirtschaftlichen Bedingungen. Das Unternehmen soll ohne planwirtschaftliche Zwänge Gewinn bringen, soll sich durch Abschreibungen rekapitalisieren lassen.“



Robotron-Chef Friedrich Wokurka: „Ein Joint venture ist eine hochentwickelte Form der Zusammenarbeit. Ich sehe noch viele andere Möglichkeiten der Kooperation auf dem deutsch-deutschen Marktplatz. Außerdem: Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer."

Wieder gefragt – „Selbst ist der Mann!"

Die Entscheidung, das Werk in der DDR zu bauen, habe durch die demokratischen Veränderungen in der DDR, durch das Scheitern des von der SED getragenen politischen und wirtschaftlichen Kommandosystems einen enormen Schub bekommen. Vor anderthalb Jahren waren die ersten Gespräche dazu geführt worden. Im Rahmen des Besuchs von Bundeskanzler Kohl Mitte Dezember des vergangenen Jahres in Dresden habe es sich angeboten, nunmehr Konkretes zu vereinbaren.

„Die Menschen in der DDR", bekennt Pilz, „die von der Straße her gewaltfrei das Recht auf Demokratie und Mitbestimmung erzwangen, haben meine große Hochachtung. Mit dem Bau des CD-Werkes möchte ich als Bürger und natürlich auch als Unternehmer der BRD einen Beitrag leisten, um im anderen Teil Deutschlands eine effiziente Wirtschaft auf die Beine zu bringen. Zugleich soll es für die Bürger der DDR eine Signalwirkung haben, es soll ihnen Hoffnung geben, das Land nicht mehr zu verlassen. Sie müssen zu Hause spüren, es gibt wieder reelle Möglichkeiten, sich endlich selbst zu verwirklichen."

Da er es nicht bei Worten belassen wolle, habe er sich entschieden, schnell zu handeln. „Ich möchte vorführen, wie man eine Produktion nach marktwirtschaftlichen Prinzipien organisiert. Das soll die Menschen bei Ihnen ermutigen, eigene Initiative und eigenen Erfolg wieder als wichtige Werte zu erkennen und entsprechend selber zu handeln."

Daß die Bürger der DDR Manns genug sind, das zu packen, davon ist Reiner Pilz fest überzeugt. „Die Leute bei Ihnen haben eine gute Ausbildung. Was ihnen bisher fehlte, war die freie Entfaltung ihrer Fähigkeiten. In dem neuen Werk werden die künftigen Mitarbeiter moderne Hightech-Arbeitsplätze bekommen. Insgesamt werden es 250 sein. So gesehen ist es mir nicht bange, in der DDR zu investieren."

„Selbst ist der Mann!" Diesen Grundsatz gelte es in der DDR wieder zum Leben zu erwecken, unterstreicht der Firmenchef.

Jahreskapazität: 24 Millionen CDs

Was die konkreten Vereinbarungen beträfe, sei er mit Robotron-Generaldirektor Friedrich Wokurka übereingekommen, für das Vorhaben die Rechtsform eines Joint venture zu wählen, also die höchste Form der Zusammenarbeit. Im Rahmen einer GmbH & Co. KG werde er sich mit 33 Prozent und Robotron mit 67 Prozent an dem Projekt beteiligen. Es könne sein, daß die Deutsche Schallplatte noch als dritter Partner mitspielt. „Später", so Pilz, „wollen wir die gemeinsame Firma in eine Aktiengesellschaft umwandeln."

Die vertraglich garantierte Jahreskapazität des Werkes beläuft sich auf mindestens 24 Millionen CDs, womit auch der 1992 erwartete Bedarf der DDR gedeckt wird. Er liegt nach heutigen Schätzungen bei 5 Millionen Stück. Der übrige Teil wird auf dem Weltmarkt vertrieben, wobei die Firmengründer mit großen Verkaufschancen in den osteuropäischen Ländern rechnen. Das im Projekt vorgesehene Verpackungswerk wird eine Kapazität von 100 Millionen Boxen und Trays im Jahr haben und somit das größte Europas sein."

Auf notwendige praktische Schritte angesprochen, erklärt Pilz: „Vorerst werden wir, d. h. Herr Wokurka und ich, noch im Februar hier in Kranzberg den Vertrag unterzeichnen. Aus unserer Sicht ein bedeutsames Ereignis, bei dem der bayrische Ministerpräsident Streibel zugegen sein wird. Der nächste Schritt wird dann der Baubeginn Mitte des Jahres durch die Pilz-Construction als Generalunternehmer im thüringischen Zella-Mehlis, unweit von Suhl, sein. Ende 1991 wollen wir das Werk schlüsselfertig übergeben. Die Anlagen werden dem neuesten Stand der CD-Produktionstechnik entsprechen, die wir heute in der ganzen Welt mitbestimmen."

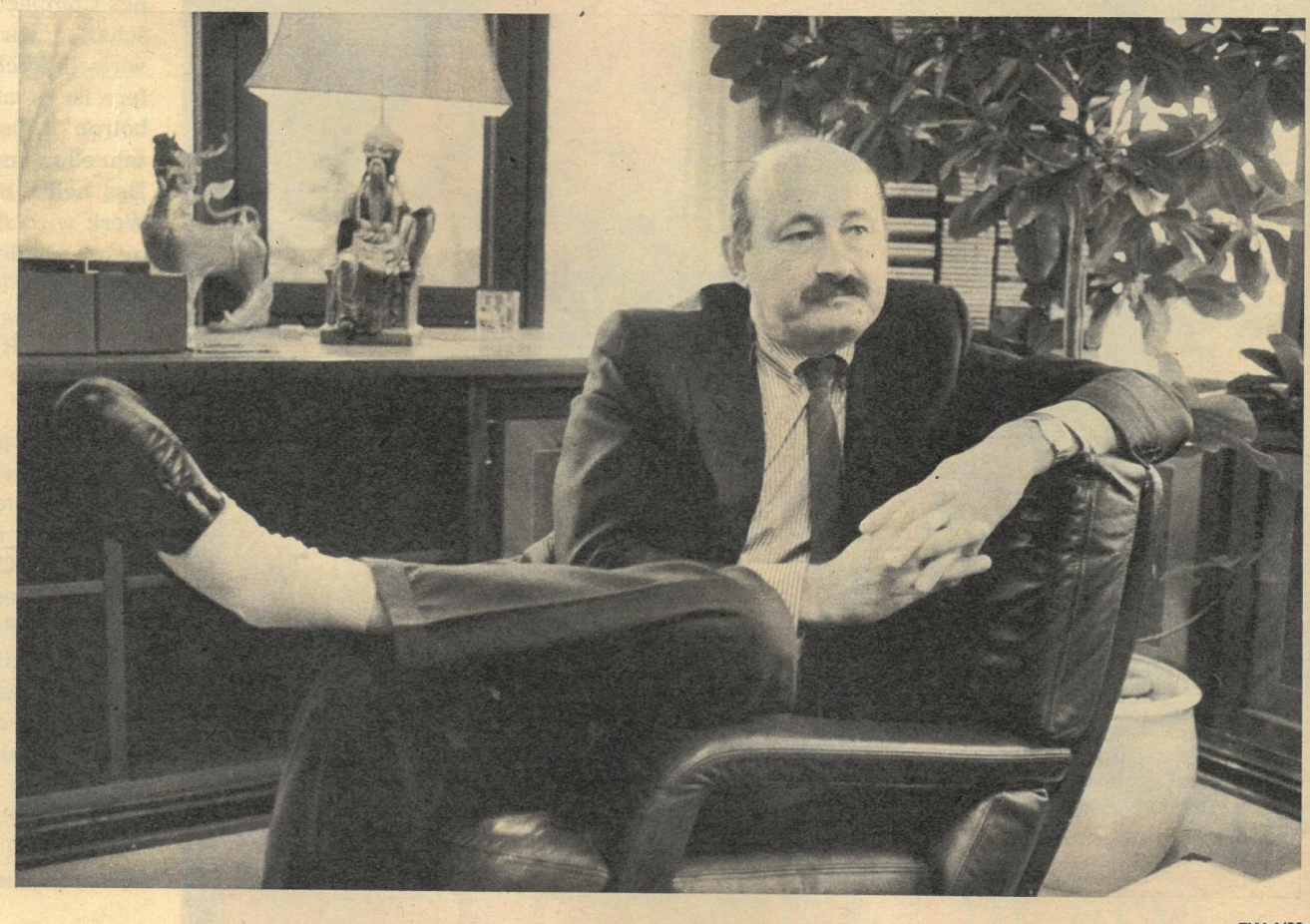
Nach dem Nutzen des geplanten CD-Werkes gefragt, antwortete der Firmenchef, der liege klar auf der Hand. Zum einen wird das Werk vollautomatisch arbeiten, das heißt, computergesteuert, robotergesteuert. Es wird Hightech produzieren. Da es für die CDs auf dem Weltmarkt einen riesigen Bedarf gebe, wäre der Absatz gesichert. Allein im vergangenen Jahr wurden 800 Millionen CDs weltweit verkauft. Innerhalb von fünf Jahren also von Null auf 800 Millionen. Zum anderen könne man mit diesen Speichermedien im Bereich der sogenannten Read Only Memory (ROM – einem Nur-Lesespeicher – d. Red.) arbeiten – und das bis zu 600 Megabyte. Aus der Sicht von Pilz sei das für Robotron mit seiner Computertechnik ein wichtiger Entwicklungszweig, wenn man davon ausgehe, daß in Zukunft jeder PC mindestens mit einem ROM-Speicher ausgestattet sein wird. Deshalb sei es wichtig, diese Technik selbst herzustellen und nicht zu importieren.

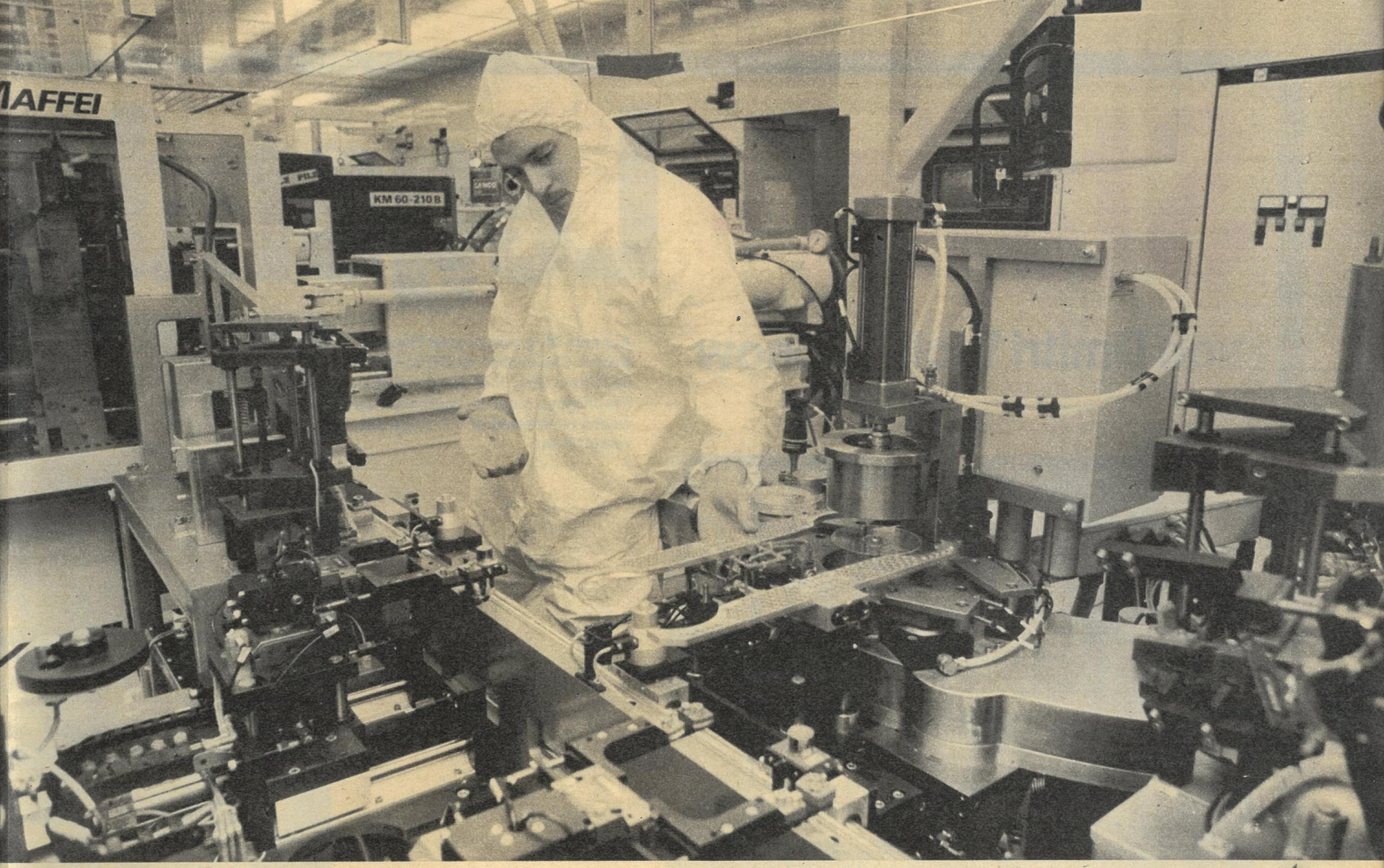
Neue Klänge

Demonstration fürs Management

Damit es dann im Geschäft gut läuft, wolle die Pilz-Compact-Disc als Betreiberin des z. Z. modernsten CD-Werkes der Welt in Kranzberg mindestens drei Jahre nach dem Start der Produktion das technische Management des neuen Werkes übernehmen. Ebenso die Ausbildung für die 250 hochqualifizierten Arbeitskräfte. Der kaufmännische Geschäftsführer kommt von Robotron. Beim Bau des Werkes ist vorgesehen, mit DDR-Firmen zu kooperieren. Ihnen wolle man gute Chancen einräumen, al-

Unternehmer Reiner E. Pilz: 1942 in Zwickau geboren, seit 1961 in der BRD. Heute einer der ersten Initiatoren für Gemeinschaftsunternehmen mit der DDR.





Compact Disc-Produktion bei Pilz: 40 Millionen Stück Jahreskapazität (Weltproduktion 1989 rund 800 Millionen) durch modernste Fertigungstechnologie. Ende 1991 auch im neuen Werk in Zella-Mehlis. Basis für die Herstellung von 24 Millionen CDs.

lerdings müssen auch sie sich nach der Ausschreibung des Vorhabens dem internationalen Leistungsvergleich stellen.

Angesprochen, ob weitere Joint ventures im deutsch-deutschen Geschäft folgen sollten, äußert Reiner Pilz, daß es nicht nur um gemeinsame Unternehmen gehe. Die Zusammenarbeit zwischen BRD-Firmen und Betrieben bzw. Partnern in der DDR müsse sich mannigfaltig entwickeln, möglichst tausendfach, das heißt von der kleinen Bäkkerei über den Verkauf von Know how bis hin zu großen Unternehmen. Er plädiere dabei für die Schaffung von Modellen in allen Wirtschaftsbereichen der DDR, einschließlich der Landwirtschaft. Es gelte zu demonstrieren, was modernes Management ist.

Hightech kontra Flickschusterei

„Es hat wenig Zweck", betont der vitale Firmenchef, „in die technisch veralteten Betriebe zu gehen. Die Zeit der Improvisation – oder besser: die Flickschusterei – müsse in der DDR ein für allemal der Vergangenheit angehören, obgleich sie sich dabei als wahrer Künstler erwiesen habe. Sie kostete aber Land und Leute zuviel Kraft. „Jetzt und heute geht es um Betriebe, die sich wirtschaftlich selbst tragen, in denen die Mitarbeiter mit neuem Eigentümerbewußtsein Wirtschaftlichkeit und Gewinn selbst verantworten. Das ist sicher ein Lernprozeß, aber einen anderen Weg gibt es nicht. Je schneller die DDR-Regierung dafür die Bedingungen schafft, um so eher wird es für die Menschen sichtbare Fortschritte im Lebensstandard geben."

Damit meine er zügige Schritte in Richtung Marktwirtschaft, zum Beispiel mit einem großzügig ausgelegten Investitionsschutzgesetz für ausländisches Kapital. Die bevorstehenden Wahlen werden nach Auffassung von Reiner Pilz maßgeblich dazu beitragen, daß weitere Unternehmer, vor allem aus dem Mittelstand und sicher auch verstärkt von Konzernen, in der DDR investieren. Insofern sehe er in dem gemeinsamen Betrieb Pilz und Robotron einen Vorgriff auf eine zu schaffende Vertrauensbasis.

Was die Risiken angehe, vertritt Pilz den Standpunkt: „Natürlich gehen beide Partner ein unternehmerisches Risiko ein, d. h., es wird keine staatliche Deckung geben. Für uns ist das normal. Wir sagen: Das ist ein Markt der Zukunft. Folglich wird das Unternehmen mit Management, Maschinen und Technologie ausgestattet. Daß dabei entsprechende Gewinne zu erwirtschaften sind, ist selbstverständlich. Das macht Spaß, ist das Ziel jeden Unternehmers."

Partnern in der DDR, die ähnliche Wege gehen wollen, rät Pilz, sich frei zu machen von dem Glauben, daß immer der Staat hinter jedem Vorhaben stehen muß. Mit Freude habe er festgestellt, daß die DDR über gute Manager verfüge, zum Beispiel in der Person von Herrn Wokurka und anderen Vertretern des Kombinates. Wokurka sei ein Mann, der seit Jahren einem Unternehmen mit 21 Betrieben mit rund 70 000 Mitarbeitern vorstehe, sich auf dem Weltmarkt auskenne und dort mit Computern, Druckern, Unterhaltungselektronik, Schreibmaschinen erfolgreich präsent ist. Trotz langjähriger Arbeit unter zentralisierter Planung hält Pilz solche Betriebsleiter für clever genug, mit der Marktwirtschaft dem Land eine neue Zukunft zu geben.

Ein Bayer, der ein Sachse ist

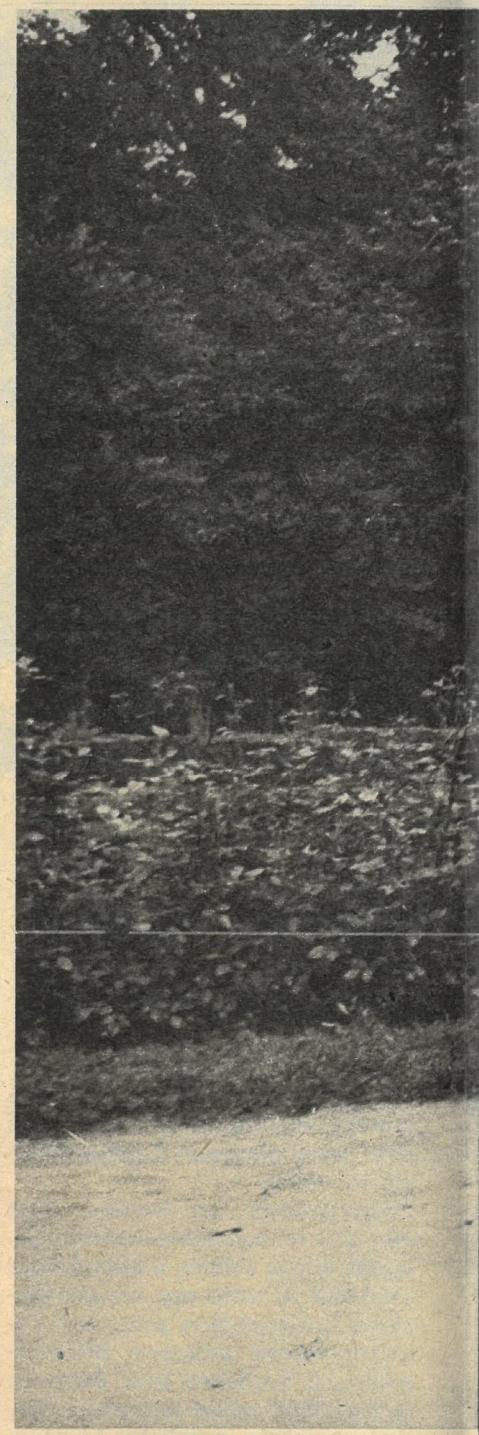
Die abschließende Frage, was den Bayern R. Pilz veranlasse, so engagiert für neue Klänge auf dem deutsch-deutschen Marktplatz zu sorgen, war mit einer Überraschung verbunden. Der 47jährige Unternehmer R. Pilz, war zu hören, ist Wahlbayer, seine Kinder hingegen waschechte Bayern. Er sei eigentlich Sachse, gebürtig in Zwikkau. 1961 war er mit nur einem Koffer in die BRD gekommen. Die erste Station hieß Augsburg. Hier begann seine Karriere. Als Bauleiter fand er zu einem Betrieb der Metallbranche, den er als Betriebsleiter von 15 auf 150 Mann ausbaute. Außerdem war Pilz in einer der größten Metallbaufirmen jahrelang Geschäftsführer. „Den ersten unternehmerischen Erfolg hatte ich 1972", erzählt er, „als ich in München Geschäfte mit Glas- und Fassadenverkleidungen machte. Zunächst als reine Handelsgesellschaft geführt, ging ich 1979 auch in die Produktion. Mit Großprojekten wie dem Königspalast in Dschidda, dem Fernsehturm in Riad und dem Postscheckamt in Frankfurt (Main) machte ich gute Geschäfte."

Durch diesen Erfolg ermutigt sah sich Pilz, der 25 Patente besitzt, nach neuen Betätigungsfeldern um. Dabei kam er mit Compact Disc in Kontakt. Der Unternehmer ahnte den Boom, den die kleinen silbernen Scheiben weltweit auslösen, und stieg prompt in das Geschäft ein. In nur 20 Monaten baute er in Kranzberg auf der grünen Wiese seine vollautomatische CD-Fabrik. Die heutige Produktion: 40 Millionen CDs im Jahr. Auch in diesem Falle folgte der Unternehmer Reiner Pilz seiner eigenen inneren Stimme und nicht, wie es auf dem berühmten, weil ältestem Schallplatten-Etikett so schön heißt: „His masters voice" – der Stimme seines Herrn.

Hans Häber (Text)
Uwe Völkner (Bild)

Stalin - Legende

von Dmitri Wolkogonow



Auf dem Weg zum runden Tisch im Schloß Cäcilienhof. Stalin konnte nach dem Sieg über den deutschen Faschismus einen bedeutenden Zuwachs an internationaler Autorität verzeichnen.

Teil 6
Als Feldherr ein Genie?

In den Vorkriegsjahren waren Organisation und Durchführung einer längeren strategischen Verteidigung im Landesmaßstab weder in Manövern noch in der Theorie ausreichend geübt worden. Wer vor dem Kriege die Möglichkeit erwogen hätte, eine Verteidigung am Dnepr, bei Moskau oder Leningrad zu organisieren, wäre unweigerlich der Schwarzmalerei, des Verrats und Treuebruchs bezichtigt worden. Selbst die nur abstrakte Erörterung einer Organisation der strategischen Verteidigung in großen räumlichen bzw. zeitlichen Maßstäben gab es nicht. Mit dieser Politik und all ihren Fehlern „garantierte" Stalin in nicht unbedeutendem Maße dem Gegner den Überraschungseffekt.

Der Oberste Befehlshaber hatte keine Erfahrungen in der Organisierung der strategischen Verteidigung. Auch der größte Teil der Heerführer besaß diese damals nicht. Stalin irrte sich 1941, als er damit rechnete, daß die deutsche Armee den Hauptstoß im Südwesten vornehmen würde. Große Umgruppierungen der Truppen waren nötig, und zu Beginn unseres Winterangriffs befand sich über die Hälfte aller sowjetischen Divisionen in westlicher Richtung. Stalin und das gesamte Hauptquartier rechneten damit, daß die westliche Richtung auch 1942 die Hauptrichtung bleiben würde, wenn auch die Möglichkeit eines mächtigen Schlages im Südwesten offengelassen wurde. Im Sommerfeldzug 1942 führte der Gegner jedoch seinen Hauptschlag in südöstlicher Richtung aus. Nur durch große strategische Truppenverlagerungen gelang es, den Feind an der Wolga zum Stehen zu bringen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1942 mußte das Hauptquartier über 100 Schützen- und Panzerverbände und rund 15 Panzerkorps nach Südwesten verlegen. Das führte dazu, daß mögliche Richtungen der Hauptanstrengungen des Gegners erneut nicht genau und rechtzeitig bestimmt werden konnten. Man kann bestätigen, daß es dem Hauptquartier in der ersten Periode des Krieges nicht gelungen ist, die Richtungen der künftigen gegnerischen Hauptschläge im Sommer 1941 und 1942 zu bestimmen. Beide Male war es Stalin, der zu endgültigen Schlußfolgerungen zu kommen veranlaßte – und zwar zu falschen, wie sich später herausstellte.

Der Krieg ist ein gestrenger Leh-

und Wirklichkeit

rer. Sowohl die Millionen Opfer, die Niederlagen und Katastrophen als auch ein noch nie dagewesenes Heldentum der sowjetischen Menschen lehrten die hohen Militärs und Heerführer die Kriegskunst. Viele von ihnen gelangten direkt am Vorabend des Krieges bzw. erst in dessen Verlauf in die oberste Schicht der militärischen Struktur. Die Lehren des Krieges waren blutig. Sie konnten auch an Stalin nicht spurlos vorübergehen. Er begann vorsichtiger, durchdachter und zielstrebiger zu handeln. Sein Stil – kraftvoll, hart, meist strafend bei Mißerfolgen – aber blieb. In Stalin selbst hatte sich mit den Jahren etwas verändert, sein diktatorisches, cäsarenhaftes Wesen aber festigte sich. Sein Vermögen, schwere Schläge zu versetzen, sein kategorisches Wesen, das keinen Widerspruch duldete, und sein Mißtrauen bekamen viele zu spüren, die während des Krieges mit ihm in Berührung kamen. Dieses Wesen zu erkennen war damals jedoch schwierig, denn Stalin war für alle der Messias, der Retter, der Feldherr des Sieges!

Stalin war es seit langem gewohnt, mit dem Leben von Millionen Menschen zu operieren. Da war die Masse, und er – war der Führer. Er war davon überzeugt, daß es in der Geschichte immer so gewesen ist und so sein wird. Ich habe viele hundert operative Dokumente studiert, die in den vier Kriegsjahren von Stalin diktiert oder unterschrieben worden sind, aber nicht ein einziges gefunden, wo er die Aufgabe gestellt hätte, Menschen zu schonen, sie nicht in unvorbereitete Angriffe zu werfen, das Sorge um den Schutz seiner Mitbürger zum Ausdruck gebracht hätte.

Stalin war der Auffassung, daß der Krieg, der seinem Wesen nach grausam ist, auch größte Verluste rechtfertigt. Ungeschickte Angriffsoperationen, frontale Angriffe auf die deutschen Stellungen dauerten lange und waren blutig, solange es die Kommandeure und Truppen nicht gelernt hatten, nach den Regeln der Kriegskunst zu kämpfen. Ihr Wesen ließ sich letzten Endes auf die einfache Maxime zurückführen: die gestellten Ziele und den Sieg mit den minimalsten Opfern zu erreichen. Häufig sieht man von Stalins Handeln nur das Endergebnis. Denn er war sehr siegreich. Dies war für wohlmeinende ausländische Chronisten Grund, die Feldherrenkunst des obersten sowjeti-

Stalin — Legende und Wirklichkeit

schen Befehlshabers in höchsten Tönen zu bewerten. Nach den Niederlagen kam es zu vielen Siegen. Stalingrad aber, die Stadt, die seinen Namen trug, wurde die entscheidende Wende nicht nur des Großen Vaterländischen Krieges, sondern des gesamten zweiten Weltkriegs.

Nach Stalingrad kam im Volke endlich eine unbezwingbare Zuversicht auf, die in bedeutendem Maße den Siegeswillen Deutschlands erschütterte. Für Stalin war das der Wendepunkt. Nach Stalingrad wandelte er sich, glaubte an sich als den Obersten Befehlshaber. Schnell vergaß er aber, daß die glänzende Idee eines Gegenangriffs, die in dem Augenblick geboren wurde, als es schien, daß eine neue katastrophale Niederlage unvermeidlich war, nicht von ihm kam. Nicht er war ihr Urheber! Und auch nicht nur die Generale Shukow und Wassilewski. Die bescheidenen, unbemerkt agierenden operativen Mitarbeiter des Generalstabs führten durch ihre Überlegungen und Berechnungen die Idee zur Präzision. Die einfache, ja sogar elementare Idee der Einschließung des Gegners, der wie ein Keil in unsere Verteidigung eingedrungen war, verwandelten sie in einen bis ins Detail durchdachten Plan. Es ist wahr, in der Strategie gibt es kaum elementare Dinge. Mir scheint, daß der Plan der Einschließung der deutschen Gruppierungen durch Kräfte von drei Fronten allein nicht die herausragende Idee war. Nein. Versuche zur Einschließung und Einschließungen selbst sind im letzten Krieg nicht wenige unternommen worden. Der intellektuelle Gipfelpunkt der strategischen Idee der Stalingrader Angriffsoperation zeigt sich meiner Meinung nach in der Fähigkeit, auf dem Höhepunkt der Verteidigung, wo sich eine neue Niederlage abzeichnete, zu dieser Lösung zu kommen. Die Vision eines möglichen Sieges zu sehen, wo die Brandstätte Stalingrad von der verzweifelten Situation der kämpfenden Einheiten und Verbände zeugt. Ich weiß nicht, ob die Schöpfer dieser Idee auch gespürt haben, daß die ausgeklügelte Operation mit ihrem brillanten Finale dem ganzen Volk helfen könnte, die Konturen eines künftigen Sieges zu erkennen, der noch so weit entfernt war. Es war eine *kollektive Erleuchtung*. Einer der Gründe, weshalb Shukow und einige andere Heerführer nach dem Kriege in Ungnade fielen, liegt wohl darin, daß Stalin den Ruhm nicht mit ihnen teilen wollte. Heute, nachdem wir Hunderte, ja Tausende operative, politische und Parteidokumente aus dem vergangenen Krieg studiert haben, kann man voller Überzeugung sagen, daß der Oberste Befehlshaber Stalin seine Rolle nur deshalb spielen konnte, weil es im Hauptquartier, im Generalstab, an den Fronten und in der Flotte außergewöhnliche Feldherren und Heerführer gab. Unser Land konnte, unter Qualen und Leiden, in seinem Blut militärisches Führungspotential von neuem erstehen lassen, was von unversiegbarer Lebenskraft zeugt. So wurde die Kriegskunst des Großen Vaterländischen Krieges geboren. Und Stalin lernte, sie zu nutzen.

Stalins Stärke als Oberster Befehlshaber war durch seine absolute Macht vorherbestimmt. Aber nicht nur dies erhob ihn über andere militärische Persönlichkeiten. Gegenüber ihnen besaß er den Vorteil (durch seine Stellung als Führer des Landes), die Abhängigkeit des bewaffneten Kampfes vom gesamten Spektrum anderer, „nichtmilitärischer" Faktoren – ökonomischer, sozialer, technischer, politischer, diplomatischer, ideologischer und nationaler – tiefgründiger zu sehen. In seiner Stellung kannte er die realen Möglichkeiten des Landes, seiner Industrie und Landwirtschaft besser als die Mitglieder des Hauptquartiers, die Mitarbeiter des Generalstabs und die Oberbefehlshaber der Fronten. Stalin hatte ein *universaleres* Denken, organisch verbunden mit sehr vielen nichtmilitärischen Kenntnissen. Ich wiederhole es: Dieser Vorteil war durch die Stellung Stalins als Staatsmann, Politiker und Parteifunktionär bestimmt.

Ich habe schon erwähnt, daß Stalin ein kluger, aber ein – beachtlich ausgeprägt – dogmatisch denkender Mensch war. Er dachte nach einem „Schema", so könnte man es formulieren. Die schwache Seite im Denken des Heerführers lag in der Loslösung von den zeitlichen Realitäten. Das hatten auch Shukow und Wassilewski erwähnt. Wenn Stalin von einer Idee begeistert war, dann forderte er sehr häufig, sie unverzüglich zu realisieren. Hatte er eine Direktive für die Front unterschrieben, so forderte er nicht selten, sie innerhalb weniger Stunden auszuführen, was die Stäbe und Verbände gewöhnlich zu unvorbereiteten und übereilten Aktionen verurteilte, die zu Mißerfolgen führten. So erhielt die Westfront 1942 von Stalin mehrere Male Anordnungen und Befehle zur Verlegung von Verbänden um 50 bis 60 km (das heißt von einem Frontabschnitt zu einem anderen), wobei diese Manöver innerhalb von fünf bis sechs Stunden ausgeführt werden sollten! In einer solchen Zeit konnte ein Befehl kaum bis zu den unmittelbar Ausführenden gelangen. Stalin konnte bis zum Kriegsende die einfache Wahrheit nicht begreifen, daß ein Wink vom Obersten Befehlshaber nicht die sofortige Ausführung seines Willens in den Regimentern und Divisionen bedeuten konnte. Dieser Mangel in der Denkweise Stalins hing ausschließlich mit der geringen Kenntnis des Lebens der Truppe, ihres Alltags, der Arbeit der Kommandeure, der Konsequenz und der Verfahrensweise bei der Ausführung von Befehlen und von Anordnungen zusammen.

Wenigstens für die Geschichtsschreibung war Stalin fest zu einem Frontaufenthalt entschlossen. Und so fand dann eine solche Fahrt nach sorgfältiger Vorbereitung statt. Anfang August 1943 hielt sich Stalin an der Westfront und an der Kalininer Front auf.

Am 1. August verließ Stalin die Station Kunzewo mit einem Sonderzug. Dieser bestand aus einer alten Dampflokomotive und beschädigten Waggons. An den kleinen Zug hatte man zur Tarnung noch einen offenen Güterwagen, beladen mit Holz, angehängt. Begleitet wurde Stalin von Berija, seinem Gehilfen Rumjanzew und einer verkleideten, verstärkten Wache. In Gshatsk angekommen, traf sich Stalin mit dem Oberbefehlshaber der Westfront Sokolowski und dem Mitglied des Kriegsrates Bulganin. Nachdem er diese angehört und seine Wünsche vorgebracht hatte, fuhr er nach einer Übernachtung weiter in Richtung Rshew an die Kalininer Front zu General Jerjomenko. Er machte in dem Dorf Choroschewo halt, im abgelegenen kleinen Haus einer einfachen Bäuerin, die man vorher mit Sack und Pack exmittiert hatte. Dieses Häuschen mit seinem geschnitzten Sims und einer Gedenktafel steht noch heute und erinnert an die „Heldentaten" des Obersten Befehlshabers an der Front. Man erzählt, daß Stalin während seines Aufenthalts in eben diesem Häuschen angeordnet hat, den Befehl über das erste Salutschießen zu Ehren der Befreiung von Orjol und Belgorod vorzubereiten. Jedoch zu den Truppen zu fahren und mit Befehlshabern und mit Soldaten zusammenzukommen, wünschte Stalin nicht. Ohne irgendwelche dramatischen Zwischenfälle kehrte der Oberste Befehlshaber nach der Übernachtung in Choroschewo gemeinsam mit Berija unter verstärkter Bewachung in einem Auto nach Moskau zurück.

Stalin konnte jetzt zufrieden sein: Nunmehr wagte niemand mehr zu denken (so etwas zu sagen, wagte sich natürlich erst recht keiner), daß der Heerführer die Front lediglich aus den Wochenschauen kannte oder aus den Berichten der Generäle des Generalstabes und der Vertreter des Hauptquartiers.

Am 9. Mai 1945 brachte man Stalin das Stenogramm von der Unterzeichnung der Urkunde über die bedingungslose Kapitulation Deutschlands. Dem Text nach zu urteilen, vollzog sich das Ganze recht schnell. Beim Lesen des Stenogramms versuchte der Oberste Befehlshaber, sich die Atmosphäre, in der die Unterzeichnung der Urkunde vonstatten gegangen war, gedanklich vorzustellen. Ein so langer und schrecklicher Krieg und dann ein so abruptes Ende. Noch war die Sache aber nicht gänzlich überwunden. Noch stand der schwere Handel mit den Verbündeten um die Nachkriegsordnung der Welt bevor. Der Krieg mit Japan würde nicht viel Zeit in Anspruch nehmen. Wie wichtig aber war es, die Hauptfrucht des Sieges zu bewahren – einen dauerhaften und stabilen Frieden!

Stalin begriff, daß sein Ansehen, bis zum Krieg schon im Innern des Landes und bestimmt noch in der Komintern unanfechtbar, nunmehr international und weltweit gewachsen war. Bei persönlichen Treffen und im Zuge eines umfangreichen Briefwechsels spendeten die Führer der Westmächte Lob dem Oberhaupt des Sowjetstaates, dem Obersten Befehlshaber der Streitkräfte der UdSSR.

Schon bald stand ihm die letzte Auslandsreise seines Lebens bevor. Über den Sonderberater des USA-Präsidenten Harry Hopkins, mit dem er sich am 26. Juni in Moskau traf, schlug er den Verbündeten vor, ohne die Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben, ein Gipfeltreffen auf deutschem Boden durchzuführen.

Mit einer „Douglas" dorthin zu fliegen, lehnte Stalin rundweg ab. Berija, der auf die Meinung von Experten verwies, wollte ihm klarmachen, daß der Flug absolut ungefährlich sei. Der Diktator aber ließ sich nicht beirren. Er erinnerte sich immer noch mit Entsetzen an den Augenblick, als er Ende 1943 nach Teheran flog und das Flugzeug irgendwo über dem Gebirge einige Male in ein Luftloch geriet. An die Sessellehnen geklammert und mit angstverzerrtem Gesicht, kam der Oberste Befehlshaber nur mühsam zu sich, wobei er sich lange nicht dazu entschließen konnte, zu Woroschilow zu schauen, der ihm gegenüber im Sessel saß. Hatte jener etwa seinen hilflosen Zustand bemerkt? Doch der mußte wohl Ähnliches durchgemacht haben. Deshalb beschloß man, mit dem Zug nach Deutschland zu fahren. Berija arbeitete eine Sonderroute aus, die nördlicher als die normale verlief. Der Sonderzug war mit gepanzerten Wagen ausgestattet und fuhr unter besonderer Bewachung und Begleitung.

Fortsetzung Seite 40

FREIE Welt

REISEN

Nächstes Heft – Sonderheft

SOMMER '90:

DIE TOTALE MOBILMACHUNG

Was Sie wissen müssen vom großen Reiseboom
„Errungenschaft" oder Klotz am Bein –
Urlaubsparadies DDR?
Wer besucht uns? Wo fahren wir hin?
Wo, aber vor allem wie geht's lang?
Vom Welthunger der Mauerbrecher

TOURISMUS: BILANZ UND AUSSCHAU

Trendies und Smarties
Pioniere und Neulinge in der Branche

URLAUB VON DER STANGE

Reisen bildet – wer bildet die Reisefonds?
Touren, Trends und Urlaubs-Mekkas

CHIWA:

große FW-Reisereportage

STÄDTEBILDER:

Wien, Kopenhagen und viele andere Reiseziele. Wie man hinkommt, wie man wegkommt.

Im nächsten Heft:

mit hansa tourist
und FW
übern großen Teich
Traumreise – Preisrätsel!
Für den Gewinner: eine
2-Personen-Reise nach
MEXIKO

Verlobung in Kronberg

Als 1917 das Mitteleuropäische Reisebüro (MER) gegründet wurde, regierte noch der Kaiser. Vor kurzem gab es Anlaß, sich daran zu erinnern: Die beiden aus dem MER hervorgegangenen Unternehmen, die das REISEBÜRO in ihrem Firmenschild führen, gaben ihre „Verlobung" bekannt. In Kronberg (BRD), im ehemaligen Schloß der Kaiserin Victoria…

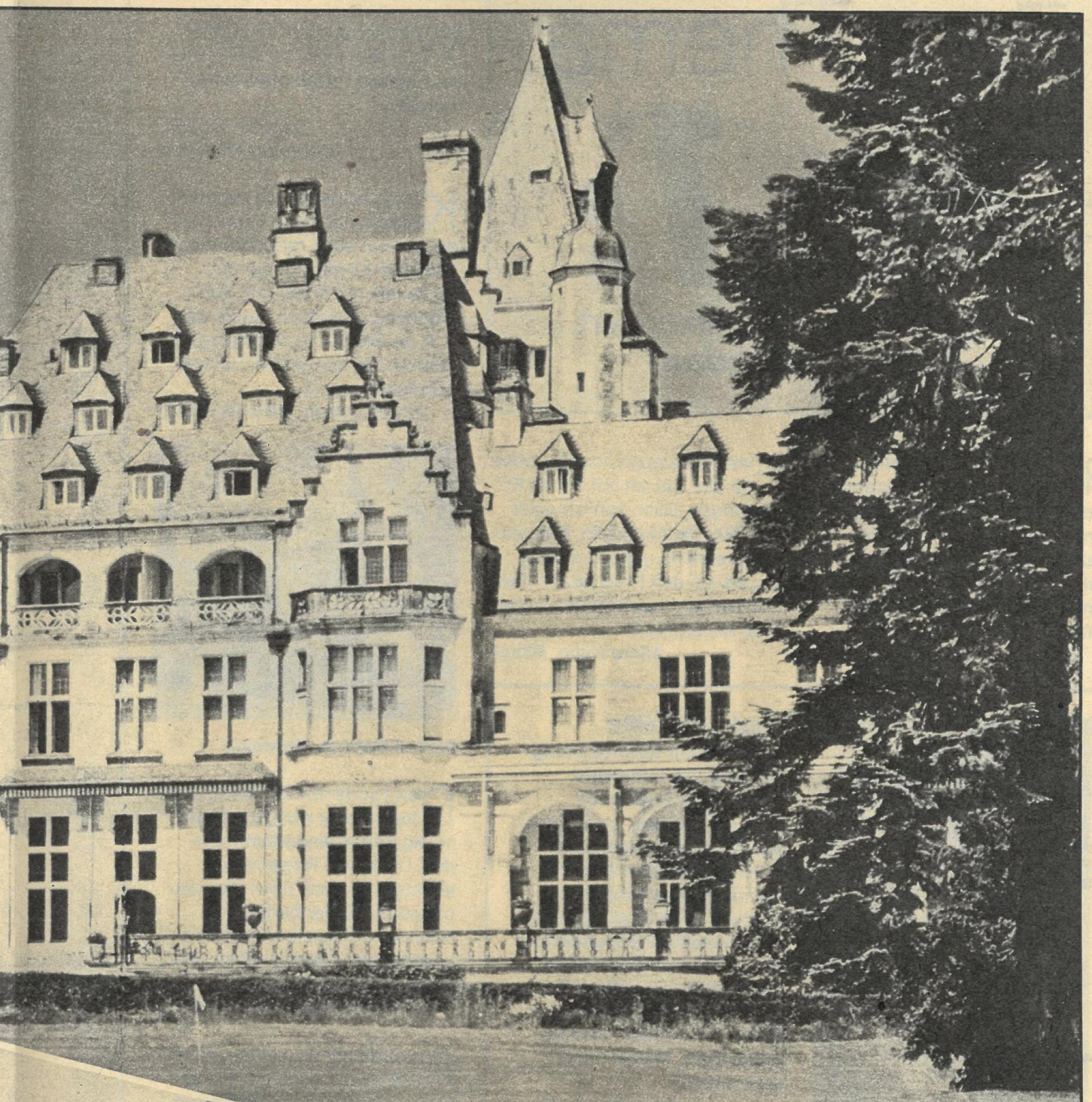
Wächst zusammen, was einst zusammengehörte? Die Führungsspitze beider REISEBÜRO-Unternehmen in Kronberg vereint. Am Absatz einer breiten Treppe, die nach oben führt…

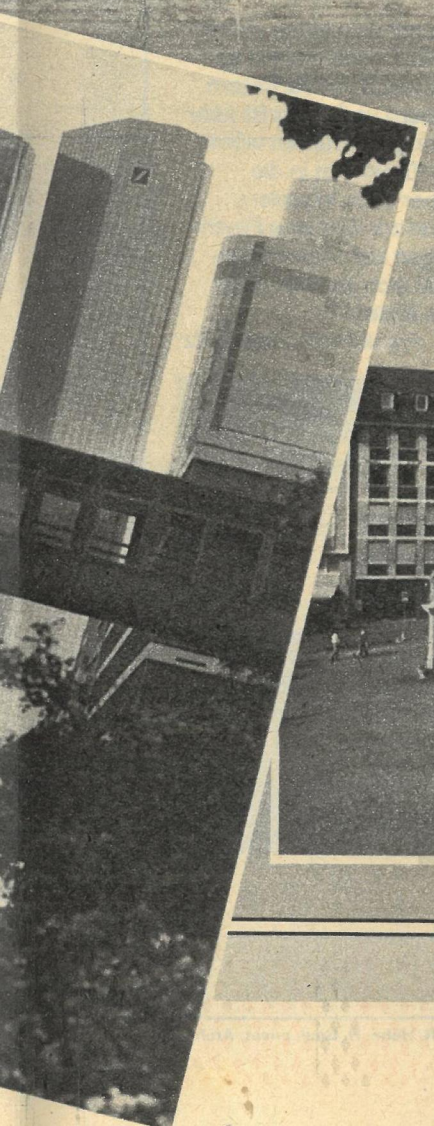
Auch FREIE WELT war eine Einladung zu diesem Ereignis in der Tourismusbranche zuteil geworden. Wir verdanken sie der treuen Zusammenarbeit in schwieriger Zeit mit dem Pressechef des Reisebüros der DDR, Karl-Heinz Gummich (2. Reihe rechts). Er hatte seinem cleveren BRD-Kollegen vom Deutschen Reisebüro DER, Ralph Osken (3. Reihe rechts), einen entsprechenden Tip gegeben, als jener die deutsch-deutschen Medien zu diesem festlichen Treffen im exklusiven Schloßhotel Kronberg unweit von Frankfurt/Main zusammentrommelte und alle Register der public relations zog: Freiflug Frankfurt/Main und retour, großzügiges Quartier im „Intercontinental", Freitaxis, Bustransfer…

Für diesen generösen Stil gab es gute Gründe. Auf der ersten gemeinsamen Pressekonferenz beider Unternehmen zündete der Vorsitzende der DER-Geschäftsführung, Dr. Hans Glaser (1. Reihe, 2. v. r.), ein Feuerwerk geschäftlicher Erfolge in der zurückliegenden Saison und gab sich optimistisch für 1990. Mit seinen Gesellschaftern Deutsche Bundesbahn, Hapag-Lloyd, amtliches Bayrisches Reisebüro und Deutsche Lufthansa zählt das DER zu den weltweit führenden Vertriebsorganisationen der Reisebranche. Die 1440 Mitarbeiter des DER steigerten 1989 den Gesamtumsatz um 5,5 Prozent auf über 2,6 Milliarden DM. Mit dem Urlaubsprogramm DERTOUR-AMERIKA-ABC liegt DER seit 16 Jahren an der Spitze. Mehr als 1,6 Millionen Kunden flogen mit DER über den großen Teich.

Heinz Tischer, stellvertretender Generaldirektor des Reisebüros der DDR (1. Reihe, 2. v. l.), konnte mit folgenden Zahlen dagegenhalten: „Das Reisebüro der DDR, das unter diesem Namen 31 Jahre besteht und wie das DER in der Nachkriegszeit aus dem Mitteleuropäischen Reisebüro MER entstand, beschäftigt zur Zeit rund 4000 Mitarbeiter. Jahresumsatz 1989: über eine Milliarde Mark."

Und die Journalisten wollten es nun wissen: Ist der soeben abgeschlossene Rahmenvertrag über eine verstärkte Kooperation die Vorstufe zu einer Elefanten-Hochzeit der beiden Reiseriesen West und Ost? Schließlich „ginge" man ja nun fast zwanzig Jahre miteinander. Tischer antwortete darauf diplomatisch: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet", und Dr. Glaser: „Na, verlobt sind wir schon!" Voraussetzungen für eine weitere engere Bindung gibt es. Sie wäre zeitgemäß und effektiv. „Die lange partnerschaftliche Zusammenarbeit beider Reisebüros", so Dr. Glaser, „soll durch die Vereinbarung von Joint-venture-Verträgen rechtlich verfestigt werden; die Bildung einer gemeinsa-





Frankfurt (Main) 1990. Hier hat das DER seinen Sitz, eine geschäftsstarke GmbH (Umsatz 1989: über 2,6 Mrd. DM)

men Veranstaltermarke ist dabei ebenso vorgesehen wie Bürogemeinschaften und gegenseitige Kundenbetreuung in Drittländern, umfassende Managementhilfe zum Aufbau einer schlagkräftigen Vertriebsorganisation sowie der Ausbau einer touristischen Angebotspalette in der DDR." Und Heinz Tischer ergänzte: „Mit DER, unserem leistungsstarken Partner, möchten wir für unsere Bevölkerung die westliche Reisewelt schnell erschließen. Umgekehrt geht es aber auch darum, mehr Gäste aus der BRD zu empfangen (1989 waren es fast 100 000), um Mittel für die touristische Infrastruktur der DDR zu erwirtschaften." Beide Reisebüros haben eine Arbeitsgruppe gebildet, die von seiten des RB vom stellvertretenden Generaldirektor Frank Stieler und des DER vom Marketing-Direktor Walter Stöhrer (1. Reihe, 1. v. l.) koordiniert wird. In diesen Tagen kamen die ersten Kataloge auf den Markt. Den DDR-Touristen werden Reisen in DM und Mark der DDR angeboten. Bei einigen Leistungen, z. B. bei den Flügen in die USA, bleibt das DER 30 Prozent unter dem Normalpreis. „Dabei setzen wir zu", erklärte der Vorsitzende der DER-Geschäftsführung, Dr. Glaser, eindeutig. „Aber", so zu FREIE WELT, „wir haben bisher immer solide Geschäfte zum gegenseitigen Vorteil mit dem Reisebüro der DDR gehabt, und mein Motiv ist es, daß wir Deutschen miteinander weiter und schneller vorankommen. Jetzt ist Gelegenheit dazu. Wir wollen sie gut nutzen."

Volker Hempel

P.S.: Kurz vor Drucklegung informierte Frank Stieler über konkrete Angebote aus den angekündigten DM- und M-Reisekatalogen. Die günstigen Flugangebote (699 DM nach Chicago) sollen Begegnungen von Verwandten und Freunden ermöglichen. 300 bis 400 DM je Woche kosten Ferienhäuser im Hessischen Bergland und Bayrischen Wald (je 6 Personen), in der Vorsaison 260 DM. Appartements am Gardasee und in Biblione (Adria): 297 DM (Vorsaison), 523 DM (Hauptsaison), Ferienobjekte für 4 bis 6 Personen: 342 DM (VS), 633 DM (HS). Schiffsreisen zwischen Passau und Budapest im April und Oktober kosten je nach Kabine zwischen 898 und 1520 DM. Der Katalog II (die Preise waren noch offen) wird für Mark der DDR angeboten (Kurs 1:4,4). Er sieht 7tägige Rundreisen in Italien und Österreich vor, Badereisen (mit Bus ab DDR) an die Nordadria von August bis Oktober u. a. m.

Fotos: DER (1), V. Billeb (1); Repros (3)

Zum Thema Nr. 1★:

Von FW-Lesern kommentiert

Hallo, Redaktion!

Mein Mann und ich waren schon in verschiedenen Sowjetrepubliken, daher würden wir Wert legen auf Ihre künftige Berichterstattung mit Sonderteilen, auch mal über die Mongolei.

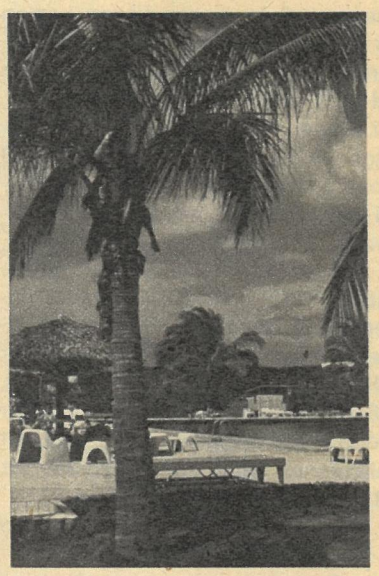
Fam. Bodura, Tribsees

In den Reiseinformationen für Mai bis Dezember '90 vermisse ich wieder ein Angebot der Ostsee-Städte und -bäderreisen in die UdSSR. Vielleicht kann sich ein UdSSR-Experte in der FREIEN WELT dazu äußern.

Karl-Heinz Naumann, Westeregeln

Als positiv würde ich empfinden, wenn die Tourismus-Seiten öfter erschienen.

Kathrin Bartsch, Zeitz



Cienfuegos, Kuba

Vielleicht wäre auch Platz, günstige Reiserouten für Autotouristen vorzustellen, wobei Sehenswürdigkeiten und historische Ereignisse den Inhalt bilden sollten.

Rolf Rudloff, Halle-Neustadt

Zu den neuen Reiseangeboten sage ich, lernt erst einmal die Heimat kennen, und ihr spart dabei Geld. Oder wollt ihr durch eine Reise erst feststellen, daß es zu Hause ganz gut oder sogar noch besser ist. Ich war allerdings auch schon viermal in der SU und einmal in Bulgarien, und immer mit Gewinn.

Rudolf Schultz, Polzow

Das mit den Reisen ist ja ganz schön, bloß woher kommen die Devisen? Mit dem Umtausch, der gestattet ist, kommt man ja nicht weit. Die Reisefragen lassen so noch viel offenen Spielraum und Probleme.

Peter Hoffmann, Dessau

Reisenotizen aus anderen Ländern, z. B. über Pyramiden, Schiffsreisen, Venedig, Sehenswürdigkeiten der Länder, Hauptstädte, auch öfter die Vorstellung von Städten und Attraktionen in den einzelnen BRD-Bundesländern!

Kerstin Lorse, Bischofswerda

Eine Reise nach Athen – offen für alle, las ich mit hohen Erwartungen. Dann sah ich auch das Bild, die Akropolis, sehr vielversprechend, jedoch stutzte ich, als ich den Preis las. Woher soll man als Jugendlicher runde 6000 M nehmen?

Mirko Kühn, Ribnitz

Ehepaar Nürnberger

Heute flatterte mir eine tolle Überraschung ins Haus. Ich habe eine Reise in die DDR, nach Schierke im Harz, gewonnen. Schon lange hatten mein Mann und ich den Wunsch, einmal im Harz Urlaub zu machen, noch dazu, wo wir leidenschaftliche Wanderer sind ... Zu verdanken habe ich diese Reise meiner Cousine aus dem Erzgebirge, die mich zu Ihrem Preisrätsel anregte. Vielen Dank, liebe Gitta!

Edith Nürnberger, Selb/BRD

Berichte und Erlebnisse aus aller Welt machen uns alle froh!

R. Niemitz, Hettstedt

Etwas vielfältiger wünschte ich mir Berichte über freundschaftliche Familienbeziehungen. Unsere Familie hat Freunde in der Stadt Polozk. Vier Wochen im letzten August hatten wir die Tochter bei uns zu Gast. Sie hat ein Stück von unserem Land kennengelernt, gemeinsam verlebten wir den Urlaub an der Ostsee.

Christine Krause, Gera

Als besondere Verbesserung empfinde ich jetzt das große Reiserätsel. Man sollte es beibehalten.

Heinz Sadau, Berlin

Was fehlt: Das Leben der Menschen in anderen Ländern sollte regelmäßig anhand ihres Alltags dargestellt werden.

P. Kühnert, Saalfeld

Wieder habe ich Angebote für den individuellen Tourismus (billige Privatunterkünfte) vermißt.

Dagmar Manigk, Doberlug-Kirchhain

Künftig wünsche ich mir mehr Berichte aus den Ländern, in die wir nun auch reisen können. Wie wäre es mit Tips für die Leute, die mit Kraxe und Zelt unterwegs sind? Ich denke da z. B. an Zeltplätze, Zeltplatzgebühren, Wanderrouten, Sehenswürdigkeiten u. ä.

Jürgen Schön, Halle-Neustadt

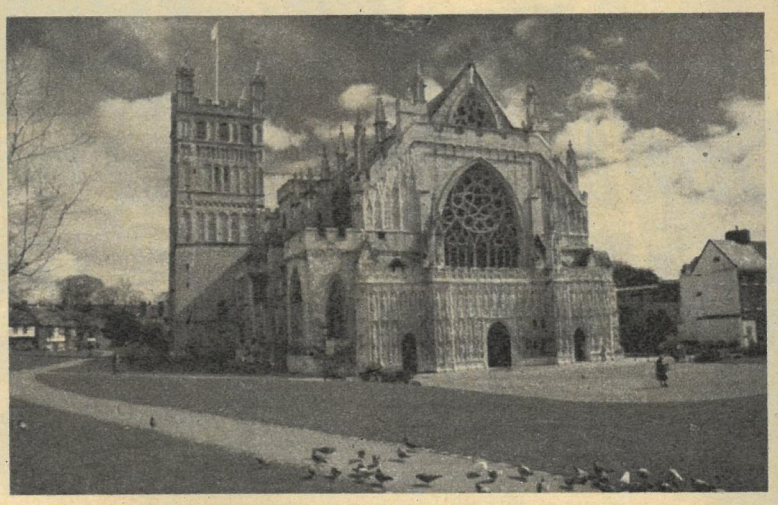
Schloß Bojnice, Slowakei

Den Tourismus-Berichten sollten in jeder Ausgabe regelmäßig Seiten eingeräumt werden. Durch die Reisefreiheit könnte man doch über alle europäischen Länder berichten. Auch kurze Reiseberichte von Lesern Ihrer Zeitung wären vielleicht angebracht.

Hannelore Abraham, Osterburg

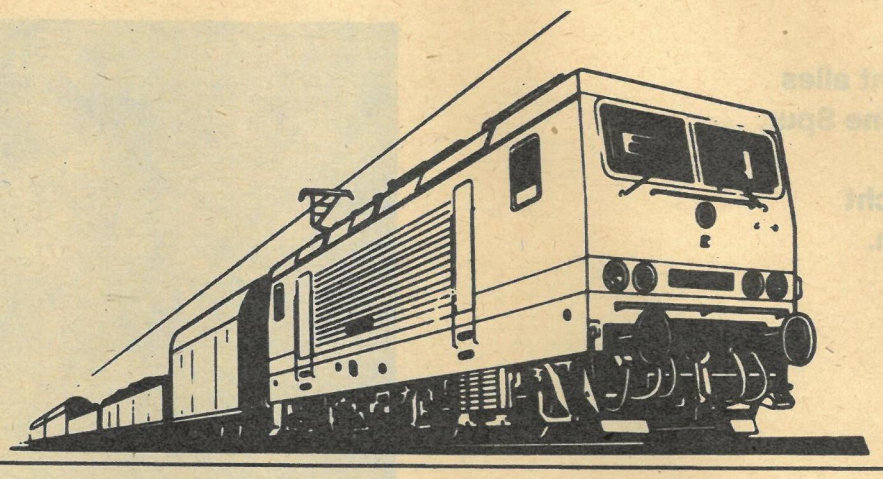
Ich würde mir wünschen, wenn FREIE WELT noch mal ein konkretes Gespräch mit Vertretern von Reisebüro und Intourist über das Reiseangebot führen würde. Die Preise für Reisen in die UdSSR, aber auch in andere Länder, sind zur Zeit eine Frechheit, bezogen auf unseren Verdienst. Muß sich da nicht auch bald etwas ändern?

Frank Helm, Seidewitz



Kathedrale in Exeter, Großbritannien

Fotos: R. Höhn, H. Gaul, privat, Archiv



Ein Beruf bei der Deutschen Reichsbahn – Ein Beruf mit Zukunft

Die Deutsche Reichsbahn ist der größte und wichtigste Verkehrsträger der DDR.
Sie befördert mehr als 75 % der Gütertransportmenge der DDR.
Die zur Befriedigung der gewachsenen Reisebedürfnisse eingesetzten Personen-, Eil- und Güterzüge legen täglich eine Entfernung zurück, die mehr als das Zehnfache des Äquatorumfanges beträgt.
Für den sicheren und pünktlichen Transport der Reisenden und der Güter stehen der Deutschen Reichsbahn hochwertige und moderne Lokomotiven der Diesel- und elektrischen Traktion zur Verfügung.

Lokomotivführer

Die Tätigkeit des Lokomotivführers ist vielseitig und interessant. Sie bietet die Möglichkeit, die Neugier und Liebe zur Technik berufsmäßig zu befriedigen.
Neben der technischen Überprüfung der Einrichtungen und Geräte für einen sicheren und reibungslosen Betrieb müssen beispielsweise während der Fahrt die Strecke oder der Rangierweg, die Signale und die Anzeigegeräte gewissenhaft beobachtet werden.
Die Ermittlung und Beseitigung von Störungen gehört genauso dazu, wie die Pflege der Lok. Sehr wichtig ist das Einhalten der geltenden Vorschriften zur Gewährleistung des Brandschutzes sowie einer hohen Ordnung, Disziplin und Sicherheit.

An die Beschäftigten, die diesen Beruf wählen, werden hinsichtlich ihrer Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen, ihrer gesundheitlichen Tauglichkeit, ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten besondere Anforderungen gestellt.
Diese Anforderungen werden im wesentlichen durch das Arbeiten in Einmannbesetzung im Schichtdienst unter den Bedingungen der ständigen Ortsveränderung geprägt.

Werktätige mit metall- und elektrotechnischen Berufen werden in angemessener Zeit in der Kombination von praktischer Arbeit in der Triebfahrzeuginstandhaltung und speziellen Qualifizierungsmaßnahmen zum Lokomotivführer ausgebildet.
Schüler der polytechnischen Oberschulen können sich für den Ausbildungsberuf Schienenfahrzeugschlosser in der Spezialisierungsrichtung Triebfahrzeugführer bewerben. Die Ausbildung beginnt nach erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse mit einer einjährigen Grundausbildung an einer Betriebsschule des jeweiligen Reichsbahndirektionsbezirkes und dauert insgesamt 2 Jahre. Die Lehrzeit schließt mit der Befähigung ab, ein Dieseltriebfahrzeug der Baureihe 106 bzw. ein Triebfahrzeug der S-Bahn Berlin zu führen.

Triebfahrzeuginstandhaltungspersonal

Eine Voraussetzung für den sicheren und pünktlichen Transport der Reisenden und Güter ist der technisch einwandfreie Zustand der Lokomotiven. Hiervon leitet sich das vielseitige und umfangreiche Aufgabengebiet des Triebfahrzeuginstandhaltungspersonals ab.

Der Schienenfahrzeugschlosser – Triebfahrzeuginstandhaltung

führt Instandhaltungsarbeiten an mechanischen, hydraulischen und pneumatischen Bauteilen, Baugruppen und Aggregaten der Triebfahrzeuge, wie Krafterzeugungs- und Kraftübertragungsanlagen, Einspritzpumpen, Kühlanlagen, Heizkessel, Lagern u. a. aus. Er arbeitet Bauteile auf, kontrolliert die Funktion einzelner Bauteile und Baugruppen, ermittelt Fehlerursachen und beseitigt sie.
Voraussetzung für die Aufnahme dieser Tätigkeit ist, außer der gesundheitlichen Tauglichkeit, der Facharbeiterabschluß in einem metallverarbeitenden Beruf. Schüler der POS können nach erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse eine 2jährige Ausbildung als Schienenfahrzeugschlosser – Triebfahrzeuginstandhaltung aufnehmen.
Eine Qualifizierung zum Lokomotivführer ist möglich.

Der Elektromonteur – Triebfahrzeuginstandhaltung

führt Instandhaltungsarbeiten an elektrischen Anlagen, Bauteilen und Aggregaten und elektronischen Bauteilen der Triebfahrzeuge aus.
Er ermittelt und beseitigt Störungen an elektronischen Maschinen, Schaltgeräten, Regeleinrichtungen, elektrischen und elektronischen Anlagen unter Beachtung ihrer Einflußnahme auf die Funktion der mechanischen Bauteile der Triebfahrzeuge.
Er arbeitet Bauteile auf und führt Installationsarbeiten an elektrischen Anlagen der Triebfahrzeuge aus.
Bewerben können sich Werktätige mit dem Facharbeiterabschluß als Elektromonteur oder mit einem anderen elektrotechnischen Beruf. Schüler der POS können nach erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse eine 2jährige Lehrausbildung als Elektromonteur-Triebfahrzeuginstandhaltung aufnehmen.
Eine Qualifizierung zum Lokomotivführer ist möglich.

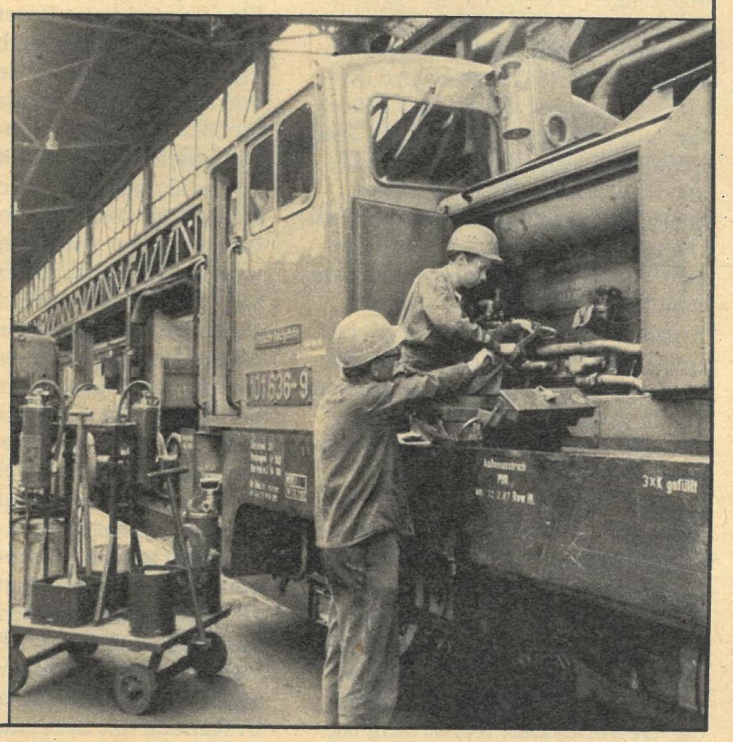
Die Deutsche Reichsbahn bietet:

- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit, Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das Ausland gemäß den Vereinbarungen mit den ausländischen Bahnen (auch für Familienangehörige)
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien.

Interessenten richten bitte ihre Anfragen und Bewerbungen an die Personalabteilungen der Reichsbahndirektionen

Berlin	Wilhelm-Pieck-Str. 142, **Berlin, 1054**	☎ 4 92 15 67
Cottbus	Schillerstr. 21/22, **Cottbus, 7500**	☎ 44 34 60
Dresden	Ammonstr. 8, **Dresden, 8010**	☎ 4 61 34 80
Erfurt	Bahnhofstr. 23, **Erfurt, 5020**	☎ 3 04 14
Greifswald	Johann-Stelling-Str. 30, **Greifswald, 2200**	☎ 61 44 61
Halle	Ernst-Kamieth-Str. 2, **Halle, 4020**	☎ 8 41 55 39
Magdeburg	Materlikstr. 1/10, **Magdeburg, 3010**	☎ 3 75 58 44
Schwerin	Herbert-Warnke-Str. 15–17, **Schwerin, 2700**	☎ 82 54 49
Direktion der Ausbesserungswerke der DR	Adlergestell 143, **Berlin, 1190**	☎ 4 97 27 33

Auskünfte erteilen auch die Leiter bzw. die Personalabteilungen der örtlichen Dienststellen der Deutschen Reichsbahn.



Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die nachhaltig das Gesicht der nationalen Kultur der DDR mitprägten und mitprägen.

Walfriede Schmitt

In gewagtem Dekolleté wirbelt Toinette durch Monsieur Argans Schlafgemach, als Dienerin vermasselt sie Molières eingebildet Krankem klug und listig gründlich die Tour. Das vorwiegend jugendliche Publikum, das an diesem Abend die Berliner Volksbühne zur Hälfte füllt, beklatscht es begeistert, mein Nachbar stößt mich gar an: Die Dicke, die ist ja echt schau! Schockierender Jeansjackencharme, doch kein Kritiker könnte dieser Komödiantin ein größeres Kompliment machen.

„Unsere Wally", nennen sie die Kollegen, vom Intendanten bis zum Pförtner. Eine liebevolle Vertrautheit, gewachsen seit 1972, als Walfriede Schmitt, neunundzwanzig Jahre jung, hier ins Engagement trat, zwar mit Provinzerfahrung aus Parchim, Halle und Meiningen, doch unsicher. Sie entsprach – weder langbeinig, blond noch schlank – dem gängigen Schönheitsideal nicht. Nun haben wir uns nach der Vorstellung in der Theaterkantine verabredet, zur einzigen späten noch freien Stunde, die ihr gegenwärtig total ausgebuchter Terminkalender zuläßt, und sie nimmt in Kauf, daß Paule, der jüngere ihrer zwei Söhne, wieder mal auf seinen Einschlafkuß verzichten muß. Jetzt trägt sie Sweatshirt, bequeme Hosen. Das schöne Gesicht, abgeschminkt, zeigt keine Spur von Müdigkeit. Warmherzig, impulsiv direkt ist ihre Art, auf andere zuzugehen. Daß sie Menschen anzieht, kommt von ihrer Einstellung her, sich offen zu halten für Neues, für Veränderungen. Sich aktiv einbringen in gesellschaftliche Prozesse, sensibel sein über das eigene Befinden hinaus, neugierig auf Leute und ihre Geschichten, so, sagt sie, haben mich meine Eltern in diesem Land erzogen. Sie ist immer ein politisch denkender Mensch gewesen. Kränkende Erlebnisse, Krisen und Zweifel in der Vergangenheit ließen sie darum nie resignieren. Seit sie in der Frauenkommission der Gewerkschaft Kunst tätig ist, erkundet Walfriede Schmitt viele ungelöste, bisher verdrängte Probleme, die sie jetzt, als Vorsitzende ihrer Gewerkschaft sowie als Mitglied des von ihr mitinitiierten Unabhängigen Frauenverbandes lösen helfen will. „Die weibliche Art, unsere Welt zu sehen, war lange verfemt, unsere Emotionen in einer männerorientierten Gesellschaft nicht gefragt. Eine Menge Kreativität ist so getötet worden, nicht nur im Film, im Theater." Schon vor Jahren muckte sie unbequem auf, weil diese wunderbaren DDR-Weiber, im Gegensatz zum Alltag, so wenig gebraucht werden von der Kunst. „Warum dürfen wir so selten zeigen, was wir außer dem Busen sonst noch unter der Bluse haben?" Andererseits ist sie heute mutig genug zu behaupten, daß in unserer Entwicklung auch viel Positives war und noch ist und gerade in der Krise die kulturelle Identität der DDR verteidigt, ihre erkämpften Inhalte bewahrt werden müssen, daß keine errungenen gewerkschaftlichen Rechte leichtfertig aus der Hand gegeben werden dürfen.

Eine schreckliche Vorstellung, nicht nur für mich, meint sie, mit einer Mappe Fotos unterm Arm von Agentur zu Agentur zu laufen, um sich auf dem freien Markt meistbietend zu verkaufen…

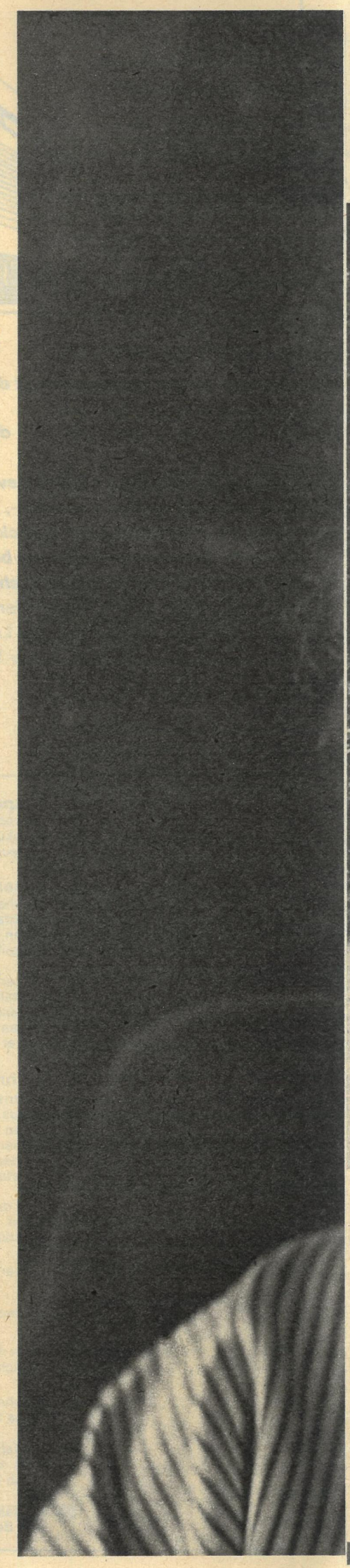
Sie weiß, wovon sie spricht, schließlich kennt sie andere Theaterstrukturen und deren Mechanismen aus eigenem Erleben. 1986 lud sie – dank ihrer perfekten englischen Sprachkenntnisse – das Miami University Theatre von Oxford im amerikanischen Ohio für die Hauptrolle der Shen Te und des Shui Ta in Brechts „Der gute Mensch von Sezuan" ein. Nach nur drei Wochen Probe wurde fünf Wochen lang allabendlich gespielt. Als sie ihren amerikanischen Kollegen von den Arbeitsbedingungen in der DDR erzählte, sperrten die Mund und Nase auf. Letztes Frühjahr hat sie als Gastdozentin im Theaterinstitut der Universität von Victoria in Kanada mit Studenten gearbeitet, theoretisch und praktisch, „aber am Ende muß jeder sein eigenes Lied finden…"

Sie selbst war, nach Abitur mit Auszeichnung, auf eine ganz andere Melodie eingestimmt, als sie 1961 das Studium der Sinologie begann, fasziniert von ostasiatischer Philosophie. Es war „mein Versuch, mich nach innen zu richten". Doch Theaterblut, mütterlicherseits von Elfriede Florin, läßt sie an die Berliner Schauspielschule wechseln. Nach drei Jahren von dort auf die Bretter entlassen, rät Friedo Solter, einer ihrer Lehrer: „Wally, geh raus in die Provinz, du wirst erst im Alter interessant!" Sie spielt Minna von Barnhelm, Luise Millerin, Eliza Doolittle, später kommen Brecht und Volker Braun, Heiner Müller und Tschechow, sie ist Mutter und Mondäne, schlicht, verrückt, komisch, nie ein Star, aber immer unverwechselbar.

Ihr Glück, daß große Regisseure sie gefordert und gefördert haben, Besson, Marquardt, Karge und Langhoff, Solter und Christa Mühl. Fernsehfilme machten Walfriede Schmitt landesweit bekannt, wie in „Paulines zweites Leben", „Tod und Auferstehung des Wilhelm Hausmann", „Guten Morgen, Du Schöne", „Kiezgeschichten" und „Einzug ins Paradies". Den Schauspielerpreis bekommt sie für eine sehr geliebte Nebenrolle, ihre Richterin in Lothar Warneckes großem Kinofilm „Die Beunruhigung".

Ab morgen, sagt sie, als wir durchs nächtliche Berlin nach Hause fahren, bin ich Ella Fietz, eine runde, rosige Katzenbesitzerin, die sich in Fritze Bollmann verliebt. Sie freut sich auf die sieben heiter-besinnlichen Fernsehfolgen, die Christa Mühl mit ihr dreht: „Bollmann greift ein". Wo eigentlich tankt sie für alles immer wieder auf? Bei schönen Gedanken, guten Gesprächen mit Freunden, den Söhnen. Beim Kochen und Yoga. Leben, lächelt sie, muß man lernen.

Ursula Weil (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)



Jewgeni Samjatins Antiutopie „Wir", 1920 geschrieben, 1924 in englischer Sprache veröffentlicht, konnte erst 1988 in einer russischen Zeitschrift erscheinen. Seitdem liegt der Roman auch in mehreren sowjetischen Buchausgaben vor. Das auf dem westlichen Buchmarkt früh bekannte Werk stand nachweislich Pate bei den berühmten Antiutopien von Aldous Huxley – „Schöne neue Welt" (1932) – und George Orwell – „1984" (1949). In der Sowjetunion erreichten die Anfeindungen gegen Samjatin in einer wilden Hetzkampagne 1929 ihren Höhepunkt, so daß sich der Schriftsteller gezwungen sah, in einem Brief an Stalin um die Genehmigung der Ausreise zu bitten, da die Unmöglichkeit, seine Arbeiten zu veröffentlichen, „einem Todesurteil" gleichkäme. 1931 verließ Samjatin das Land. Er starb wenige Tage später in Paris. Der Roman besteht aus Tagebucheintragungen des Ersten Erbauers der Integral, eines Raketenflugzeugs, das den fremden Planeten Kunde bringen soll vom Einheitsstaat, dem vollkommenen, letzten, aus Glas errichteten und von einer grünen Glasmauer eingefaßten Staat, in dem die Menschen zum Preis der Freiheit das Glück gefunden haben. Einige „Nummern" werden allerdings von einer merkwürdigen Krankheit heimgesucht: Bei ihnen bildet sich „eine Seele". Noch aber haben die Beschützer den vollen Überblick über das Geschehen, und noch wird die Macht des Wohltäters nicht angefochten. Doch dann überstürzen sich die Ereignisse...
Wir stellen Auszüge aus Samjatins Roman „Wir" vor, der in der Übersetzung von Marga und Roland Erb im Gustav Kiepenheuer Verlag Leipzig erscheinen wird.

Aus der 2. Eintragung:

... Vor dem Haus. Der Prospekt war belebt: Bei solchem Wetter benutzen wir die persönliche Nachmittagsstunde gewöhnlich zu einem kompensierenden Spaziergang. Wie stets schmetterte die Musikfabrik aus allen Röhren den Marsch des Einheitsstaates. In gleichmäßigen Reihen, immer zu viert, marschierten die Nummern, in blaßblauen Unifen*, mit goldenen Plaketten auf der Brust – der staatlichen Nummer jedes einzelnen. Und ich – wir vier – waren eine der zahllosen Wellen dieses mächtigen Stromes. Links von mir 0–90 (hätte dies einer unserer behaarten Vorfahren vor tausend Jahren geschrieben, dann hätte er sie wahrscheinlich mit dem lächerlichen Wort ‚meine' bezeichnet); rechts – zwei unbekannte Nummern, eine weibliche und eine männliche. Ein glückselig tiefblauer Himmel; jede unserer Plaketten – eine winzige Kindsonne; Gesichter, die nicht vom Wahnwitz des Denkens verfinstert sind... Strahlen, verstehen Sie: alles ist gleichsam aus einer einzigen, lächelnden, strahlenden Materie gefügt...
Und wieder, genau wie am Morgen auf der Helling, sah ich, als geschähe es eben zum erstenmal in meinem Leben, sah ich alles: die unabänderlich geraden Straßen, das strahlensprühende Glas des Pflasters, die göttlichen Parallelepipede der durchsichtigen Behausungen, die quadratische Harmonie der graublauen Marschglieder. Und es war, als hätten nicht ganze Generationen, sondern ich – niemand anders als ich – den alten Gott und das alte Leben besiegt, als hätte niemand anders als ich dies alles erschaffen, und ich war wie ein Turm, ich fürchtete den Ellbogen zu bewegen, weil sonst die Mauern, die Kuppeln, die Maschinen in Splittern herabprasseln könnten...
Und dann kam ein Augenblick – ein Sprung über Jahrhunderte hinweg, von plus nach minus. Ich erinnerte mich (offenbar war es eine Assoziation des Kontrastes halber) – ich erinnerte mich plötzlich an ein Bild im Museum: eine Magistrale von einst, aus dem zwanzigsten oder einundzwanzigsten Jahrhundert, das ohrenbetäubend buntscheckige, wirre Getümmel von Menschen, Rädern, Tieren, Plakaten, Bäumen, Farben, Vögeln... Und es heißt ja, daß es all das wirklich gab – gegeben haben konnte. Mir schien es so unwahrscheinlich, so unsinnig, daß ich die Beherrschung verlor und laut loslachte.
Und sofort ertönte das Echo – ein Lachen – von rechts. Ich wandte den Kopf: ganz dicht vor meinen Augen weiße, ungewöhnlich weiße, scharfe Zähne, ein unbekanntes weibliches Gesicht.
„Verzeihen Sie", sagte sie, „aber Sie haben alles so begeistert betrachtet wie ein gewisser Gott aus mythischer Vorzeit am siebenten Schöpfungstag. Ich glaube, Sie sind überzeugt, daß Sie und kein anderer auch mich geschaffen haben. Höchst schmeichelhaft für mich..."
Dies alles – ohne ein Lächeln, ich würde sogar sagen – mit gewisser Ehrerbietung (möglicherweise hat sie davon gehört, daß ich der Erbauer der INTEGRAL bin). Aber, ich weiß nicht, in ihren Augen oder Augenbrauen war so etwas wie ein seltsam aufreizendes X, ich bekam es auf keinerlei Weise zu fassen, es gelang mir nicht, es in Ziffern auszudrücken.
Aus unerfindlichen Gründen wurde ich verlegen und begann, etwas verwirrt, mein Lachen logisch zu motivieren. Es sei doch sonnenklar, dieser Kontrast, dieser unüberschreitbare Abgrund zwischen Gegenwärtigem und Vergangenem...
„Aber weshalb denn – unüberschreitbar?" (Wie weiß diese Zähne sind!) Über einen Abgrund kann man eine Brücke schlagen. Stellen Sie sich vor: Trommelwirbel, Bataillone, Marschglieder – das gab es ja ebenfalls – folglich...
„Nun ja, es ist klar!" rief sie (es war verblüffend, wie sich unsere Gedanken kreuzten: sie sprach – fast mit meinen eigenen Worten – aus, was ich vor dem Spaziergang niedergeschrieben hatte).
„Da sehen Sie: es geht bis in das Denken hinein. Und das, weil niemand ‚einer für sich' ist, sondern immer ‚einer von'. Wir sind uns völlig gleich..." Sie: „Sind Sie da sicher?"
Ich sah im spitzen Winkel zu den Schläfen hochgezogene Brauen – wie spitze kleine Hörner eines X, und wieder kam ich aus wer weiß für einem Grund durcheinander; ich schaute nach rechts, nach links – und...
Sie ging zu meiner Rechten, schlank, scharfkonturiert, spröd-geschmeidig wie eine Gerte, I-330 (jetzt bemerkte ich ihre Nummer); zur Linken schritt 0, völlig anders, nur aus Kreislinien bestehend, ein kindliches Fältchen auf der Hand; und am Rande unserer Vier – eine mir unbekannte männliche Nummer, zwiefach gebogen, wie der Buchstabe S. Wir waren alle verschieden... Die zur Rechten, I-330, hatte offenbar meinen fassungslosen Blick aufgefangen – und sie sagte mit einem Seufzer:
„Ja... O weh!"
Im Grunde war dieses ‚O weh!' ganz am Platze. Doch wieder gab es etwas auf ihrem Gesicht oder in ihrer Stimme...
Mit ungewohnter Schärfe erwiderte ich:
„Da gibt es ganz und gar kein ‚O weh!' Die Wissenschaft schreitet voran, und es ist klar, wenn auch nicht gleich, so werden doch in fünfzig oder hundert Jahren..."
„Selbst die Nasen bei allen..."
„Ja, die Nasen", ich schrie es fast. „Wenn die schon ein Grund zum Neid sind... Wenn ich eine Nase habe wie ein Knopf, und ein anderer..."
„Nun, Ihre Nase ist ja geradezu ‚klassisch', wie man in der alten Zeit sagte. Aber die Hände... Nein, zeigen Sie mal, zeigen Sie doch mal Ihre Hände!"
Ich kann es nicht ausstehen, wenn jemand meine Hände betrachtet: Sie sind dicht behaart, zottig – ein sinnloser Atavismus. Ich streckte ihr die Hand hin und sagte mit möglichst unbeteiligter Stimme:
„Affenhände."
Sie blickte auf die Hand, und dann in mein Gesicht:
„Ja, das ist ein hochinteressanter Akkord", sie maß mich mit den Augen, als wöge sie mich ab, wieder blitzten die kleinen Hörner in den Augenbrauenwinkeln auf.
„Er ist auf m i c h eingeschrieben", offenbarte rosig-heiter der Mund von 0–90.
Hätte sie doch lieber geschwiegen – es war vollkommen überflüssig. Überhaupt, die liebe 0... wie soll ich sagen... bei ihr ist die Geschwindigkeit der Zunge falsch eingestellt, die Augenblicksgeschwindigkeit der Zunge soll stets ein wenig unter der Augenblicksgeschwindigkeit des Denkens liegen, keinesfalls umgekehrt.
Am Ende des Prospekts, auf dem Akkumulatorenturm, schlug die Glocke mit lautem Hall 17 Uhr. Die Persönliche Stunde war zu Ende. I-330 entfernte sich zusammen mit jener S-förmigen Nummer. Dieser Mann hat so ein respekteinflößendes und – erst jetzt fällt es mir auf – offenbar auch bekanntes Gesicht. Ich bin ihm schon begegnet – es fällt mir nur nicht ein, wo.
Beim Abschied lächelte mir I – nicht weniger x-haft – ironisch zu. Diese Frau wirkte ebenso störend auf mich wie ein unteilbares irrationales Glied, das sich durch Zufall in eine Gleichung eingeschmuggelt hat. Und ich war froh, mit der lieben 0, wenn auch nur kurz, allein bleiben zu können.
„Ich würde heute gern zu Ihnen kommen und die Rollos herunterlassen. Gleich heute, auf der Stelle..." Schüchtern schlug 0 ihre runden, blau-kristallenen Augen zu mir auf.
Das Närrchen. Was konnte ich ihr da antworten? Sie war erst gestern bei mir gewesen und wußte genauso gut wie ich, daß unser nächster Sextag auf übermorgen fiel. Es war wie immer bei ihr nur die ‚Zündung vor dem Gedankenblitz' – vergleichbar der (manchmal schädlichen) Frühzündung des Motors.
Beim Auseinandergehen küßte ich zweimal, nein, ich will genau sein: dreimal die wunderschönen, dunkelblauen, von keinem Wölkchen getrübten Augen.

Aus der 24. Eintragung:

Abends
Ich fahre fort. Morgen werde ich das immer gleiche, jahraus, jahrein wiederholte und jedesmal wieder erregende Schauspiel erleben: den mächtigen Kelch des Einvernehmens, die andächtig erhobenen Hände. Morgen ist der Tag, an dem wie in jedem Jahr der Wohltäter gewählt wird. Morgen händigen wir dem Wohltäter aufs neue die Schlüssel zu der unerschütterlichen Feste unserer Glückseligkeit aus.
Selbstverständlich hat dieser Vorgang keinerlei Ähnlichkeit mit den chaotischen unorganisierten Wahlen der Alten, als nicht einmal – lachhaft, es überhaupt zu erwähnen – das Wahlergebnis im voraus bekannt war. Was könnte vernunftwidriger sein, als den Staat auf ganz unvorhersehbare Zufälligkeiten, aufs Geratewohl zu gründen? Und dennoch bedurfte es erwiesenermaßen mehrerer Jahrhunderte, um das zu begreifen.
Muß ich noch betonen, daß bei uns auch in diesem Fall – wie in allen anderen – keinerlei Raum für Zufälligkeiten bleibt, daß es nicht die

* Wahrscheinlich abgeleitet von dem alten Wort „Uniform"

geringste Überraschung geben kann? Die Wahlen selbst haben eher eine symbolische Bedeutung: Sie sollen daran erinnern, daß wir der eine mächtige millionenzellige Organismus sind, daß wir – mit den Worten des ‚Evangeliums' der Alten gesprochen – die eine Kirche sind. Denn in der Geschichte des Einheitsstaates ist nichts davon bekannt, daß sich an diesem feierlichen Tag auch nur eine einzige Stimme jemals erkühnt hätte, das erhabene Unisono zu stören.

Wir feiern unsere Wahlen öffentlich, ehrlich, am hellen Tage. Ich sehe, wie alle für den Wohltäter stimmen; alle sehen, wie ich für den Wohltäter stimme – und könnte es denn anders sein, wo doch alle und ich – das eine ‚WIR' sind. Wie unvergleichlich erhabener, wahrhaftiger und gesinnungsveredelnder ist dies als jenes feigherzige, verstohlene Geheimnis der Alten. Und dann: wieviel zweckmäßiger. Ja, selbst wenn wir den unmöglichen Fall annähmen, d. h., daß in der üblichen Monophonie irgendeine Dissonanz einträte, dann wären ja immer noch die unsichtbaren Schützer zur Stelle, hier mitten in unseren Reihen: Sie können die auf den Irrweg geratenen Nummern sofort feststellen und sie vor weiteren Fehltritten in Sicherheit bringen, zugleich aber auch den Einheitsstaat – vor ihnen sichern. Und schließlich noch eins… Durch die Wand zur Linken erkenne ich: Vor der Spiegeltür des Schrankes – knöpft eine Frau hastig ihre Unifa auf. Und eine Sekunde lang undeutlich zu sehen: die Augen, die Lippen, zwei spitze, rosige Fruchtknoten. Dann fällt das Rollo herunter, und im gleichen Augenblick lebt alles, was gestern geschehen ist, wieder in mir auf, und plötzlich weiß ich nicht mehr, was mit ‚schließlich noch eins' gemeint war, was ich eigentlich damit… sagen wollte, und ich will es auch gar nicht wissen, ich will nicht! Ich will nur das eine: I. Ich will, daß sie in jeder Minute, in jedem Augenblick, immer und ewig bei mir ist – bei mir allein. Und alles, was ich soeben über die Einstimmigkeit geschrieben habe, ist überflüssig, es ist nicht das Richtige, ich möchte es wegstreichen, zerreißen, wegwerfen. Denn ich weiß (mag es Lästerung sein, aber es ist wirklich so): Ein Feiertag kann es für mich nur sein, wenn sie neben mir ist… Aber ohne sie wird die Sonne morgen nichts weiter sein als eine Scheibe aus Blech und der Himmel nichts als ein Stück Blech, das blau angemalt ist, und ich selbst… Ich greife zum Telefonhörer:

„I, sind Sie es?"

„Ja, ich. Warum rufen Sie so spät noch an?"

„Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Ich wollte Sie bitten… ich möchte, daß Sie morgen an meiner Seite… Liebes…, Liebes" sage ich ganz leise.

Pause. Es kommt mir so vor, als hörte ich dort – in I's Zimmer – ein Flüstern. Dann ihre Stimme:

„Nein, es geht nicht. Sie wissen doch: Wie sehr ich selbst… nein, es geht nicht. Warum? Morgen werden Sie es sehen."

Nacht.

Aus der 25. Eintragung:

Alle Augen waren nach dort, in die Höhe gerichtet: an dem makellosen, von nächtlichen Tränen noch feuchten morgendlichen Blau des Himmels ein kaum erkennbarer Fleck, der bald dunkel, bald in Lichtstrahlen gehüllt war. Das war ER, der vom Himmelszelt zu uns herabstieg – der neue Jehova im Aero, ebenso weise und liebevoll-erbarmungslos wie der Jehova der Alten. Mit jedem Augenblick kommt ER näher und näher – und höher schlagen Millionen Herzen, ihm entgegen schlagen sie – und jetzt erblickt ER uns. In Gedanken betrachte ich das Ganze mit ihm von dort oben: Die mit einer hellblauen feinen punktierten Linie markierten konzentrischen Kreise der Tribünen: sie gleichen den Kreislinien eines Spinnengewebes, die mit mikroskopisch kleinen Sonnen übersät sind (das Blinken unserer Plaketten!); in seinem Mittelpunkt wird sich sogleich die von Weisheit erfüllte weiße SPINNE niederlassen – der in weiße Gewänder gehüllte Wohltäter, der uns mit den wohltuenden Webfäden des Glücks an Händen und Füßen gebunden hat. Doch nun war Sein erhabenes Niedersteigen vom Himmel beendet, das kupferne Dröhnen der Hymne verhallte, alle setzten sich – und sofort war mir bewußt: Tatsächlich war das Ganze ein überaus feines Spinnennetz, gespannt und vibrierend; jeden Moment konnte es reißen, und etwas Unvorhergesehenes konnte geschehen…

Ich erhob mich etwas von meinem Sitzplatz, schaute in die Runde – und mein Blick begegnete den liebevoll-besorgten Augen, die ein Gesicht nach dem anderen auskundschafteten. Da hob einer die Hand und gab mit kaum merklicher Geste einem anderen ein Signal. Und da – kam das Antwortsignal ebenfalls mit dem Finger. Und ein weiteres… Ich begriff: Sie, die Schützer. Ich begriff: Etwas beunruhigte sie, die Spinnwebe war gespannt, sie vibrierte. Und mein Inneres antwortete – wie ein auf die gleiche Wellenlänge gestellter Radioempfänger – ebenfalls mit einem Vibrieren.

Auf der Bühne trug ein Dichter seine einstimmige Wahlode vor, ich aber nahm kein einziges seiner Worte auf: Ich hörte nichts als nur die taktmäßigen Schwingungen des Hexameter-Pendels, und mit jedem Ausholen des Pendels näherte sich unaufhaltsam ein bestimmter Augenblick. Fieberhaft durchblätterte ich die Reihen der Gesichter – wie die Seiten eines Buches –, und noch immer sah ich jenes eine nicht, das ich suchte, doch ich mußte es schnellstens finden, weil sogleich das andere Pendel ticken würde, dann aber –

Das bis zum Schmerz gespannte Trommelfell zeichnete auf: mäuschenartig nagendes, erregtes Wispern von hinten. Unter meinen gesenkten Lidern sehe ich unaufhörlich die beiden – I und R.

Jeder hält seine Plakette mit der Uhr in der Hand. Eine Minute vergeht. Zwei. Drei… Fünf Minuten… von der Bühne tönt die gelassene, gußeiserne Stimme:

„Wer dafür ist – den bitte ich um das Handzeichen." Wenn ich ihm in die Augen sehen könnte wie früher – rückhaltlos offen und ergeben: ‚Hier bin ich. Mit Haut und Haar! Nimm mich hin!' Jetzt aber wagte ich es nicht. Mit großer Mühe, als wären alle meine Gelenke eingerostet, hob ich die Hand.

Das Rauschen von Millionen Händen. Ein unterdrücktes „Ach!" Und ich spürte, etwas nahm seinen Anfang, brach sich Hals über Kopf seine Bahn; aber ich konnte es nicht begreifen, was. Und es fehlte mir an Kraft – ich wagte nicht hinzuschauen…

„Wer ist dagegen?"

Das war immer der erhabenste Augenblick des Festes: Alle saßen weiter reglos auf ihren Plätzen und beugten das Haupt unter dem wohltuenden Joch der Nummer aller Nummern. Jetzt aber hörte ich mit Entsetzen ein neuerliches Rauschen: sehr leicht, wie ein Atemzug und dennoch vernehmlicher als soeben die Kupferröhren der Hymne. So – lautlos beinahe – haucht ein Mensch seinen letzten Atem aus; und sämtliche Gesichter in der Runde erbleichten, allen – trat der kalte Schweiß auf die Stirn. Ich hob den Blick – und…

Es war eine Hundertstelsekunde, ein Moment von Haaresbreite. Ich sah: Tausende von Händen schnellten in die Höhe – ‚dagegen' – und fielen wieder herab. Ich sah das blasse, mit einem Kreuz durchgestrichene Gesicht von I, ihre erhobene Hand. Mir wurde schwarz vor Augen.

Und noch eine Haaresbreite an Zeit; eine winzige Pause; Stille; einen Herzschlag lang. Dann erhob sich – wie auf das Zeichen eines wahnsinnigen Dirigenten hin – mit einem Schlag auf allen Tribünen Schreien und Krachen, ein Wirbeln wild aufflatternder Unifen, fassungslos hin- und herstürzende Schützergestalten, hochgeschleuderte Stiefelabsätze dicht vor meinen Augen und neben den Absätzen ein weit aufgerissener, sich in unhörbarem Schrei zerfetzender Mund. Das grub sich aus unerfindlichen Gründen am tiefsten ins Bewußtsein ein: Tausende von tonlos brüllenden Mündern – wie auf einer gigantischen Filmleinwand.

Und wie auf einer Leinwand erschienen irgendwo unten für eine Sekunde die todbleichen Lippen von O vor meinen Augen: Sie stand an die Wand eines Durchgangs gepreßt und hielt ihren Leib mit verschränkten Armen eingehegt. Dann war sie auch schon verschwunden – weggespült, oder ich vergaß sie einfach, denn…

Am Abend:

Nur mit Mühe kann ich die Feder in der Hand halten: So unendlich müde fühle ich mich nach all den schwindelerregenden Ereignissen des heutigen Vormittags. Sollten die Schutz gewährenden jahrhundertealten Mauern des Einheitsstaates wirklich eingestürzt sein? Sollten wir von neuem obdachlos sein, im chaotischen Stand der Freiheit – wie unsere Ahnen aus grauer Vorzeit? Sollte es keinen Wohltäter mehr geben? Dagegen… am Tage der Einstimmigkeit – dagegen? Ich schäme mich für sie, ich bedauere sie, ich habe Angst um sie. Aber – wer sind ‚sie' überhaupt? Und wer bin ich selbst, ‚sie' oder ‚wir' – wenn ich das nur wüßte.

Aus der 26. Eintragung:

Kennen Sie diesen seltsamen Zustand? Sie erwachen mitten in der Nacht, schlagen im Dunkeln die Augen auf und spüren auf einmal: Sie haben sich verirrt, und schnell, ganz schnell beginnen Sie alles ringsum zu betasten, nach Bekanntem und Festem zu suchen – nach der Wand, der Lampe, dem Stuhl. Genauso tastete, suchte ich in der Einheitsstaatszeitung – schnell, nur schnell – und da stand es schwarz auf weiß! ‚Gestern wurde der von allen mit Ungeduld erwartete Tag der Einstimmigkeit begangen. Einstimmig wurde der Wohltäter, der seine unerschütterliche Weisheit immer und immer wieder unter Beweis gestellt hat, zum 48. Mal wiedergewählt. Das Fest war überschattet von einer geringfügigen Störung der Ordnung, die von den Feinden des Glücks provoziert wurde, welche damit naturgemäß jegliches Recht verwirkt haben, Bausteine des gestern erneuerten Fundamentes des Einheitsstaates zu sein. Jedem ist klar: Diese Stimmen in Betracht zu ziehen, wäre ebenso unsinnig, wie wenn man meinte, das Husten einer Handvoll Kranker, die zufällig im Konzertsaal sitzen, sei ein Bestandteil der grandiosen heroischen Symphonie…'

Oh, du weiser Mann! Sollten wir dennoch, trotz allem – gerettet sein? In der Tat, was kann man auf diesen kristallklaren Syllogismus erwidern?

Und noch zwei Zeilen weiter:

‚Heute um 12 Uhr findet eine gemeinsame Sitzung des Verwaltungsamtes, des Gesundheitsamtes

Fortsetzung auf Seite 40

Späte Klugheit ist so

Frevler:
Wo man nicht weise genug ist zu regieren, herrscht man.
Johann Gottfried Seume

Gemessen an dem, was manche Zeitgenossen der Natur antun, ist es erstaunlich, daß es die vier Jahreszeiten noch gibt.
H. D. Schütt

Die Asche, die wir uns morgen aufs Haupt streuen werden, liegt bereits in der Luft.
Reinhard Gundelach

Die Bäume brauchen diesen Himmel ganz. Peter Schendel

Gegen Unratgeber aller Art: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik).

Positiv

Er gilt nicht als Gropius
in Baukünstlerkreisen,
der Chefarchitekt Erich-Eberhard Kraus.
Doch ist ihm was Löbliches nachzuweisen:
Er reißt keine Bäume aus.

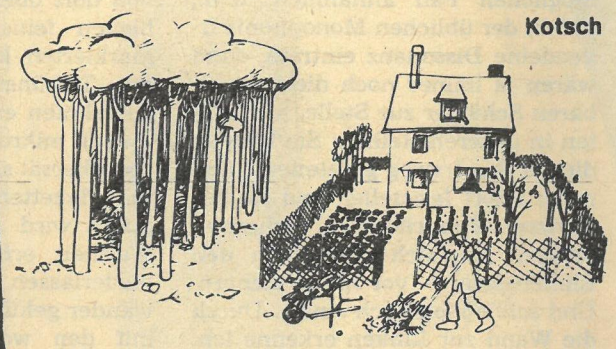
Vogelperspektive

Wie soll man das deuten: Landeskultur?
Das heißt: Haltet Luft und Gewässer pur!
Schont Wälder und Wiesen, obs tagt oder nächtet.
Achtet die Eule. Doch Schmutzfinken ächtet!
Hansgeorg Stengel

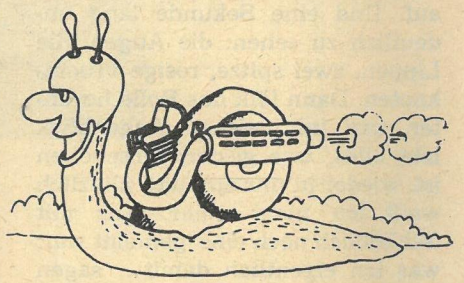
Jede Seite der Natur ist wahr, aber nicht alle sind gleich schön. Diderot

Zyburtowicz

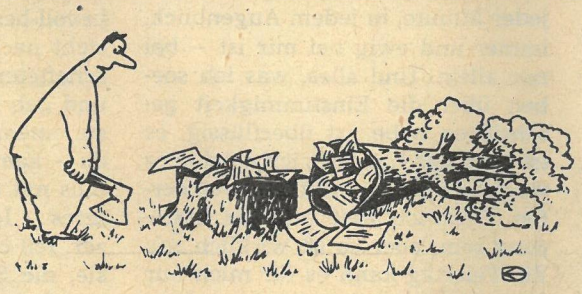
Mein Freund, der Baum...



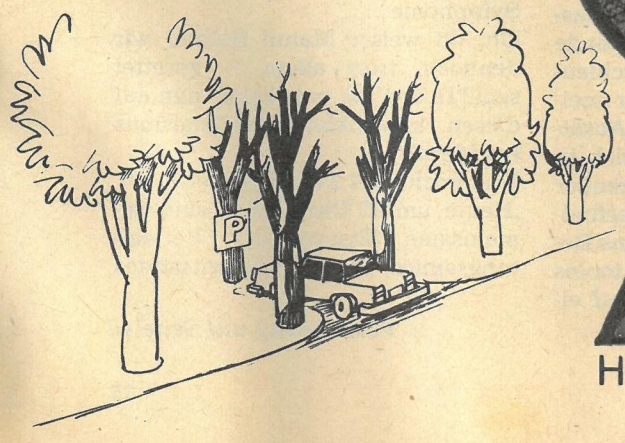
Kotsch



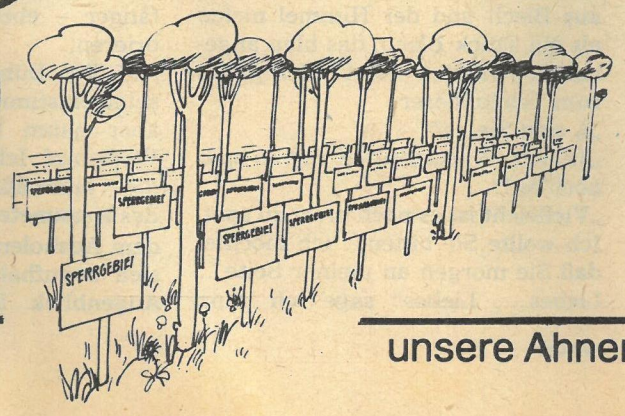
Waldes-Schreck-Schneck von Steger



Kasanewski, Kiew



Ein Gift, welches nicht gleich wirkt, ist darum kein minder gefährliches Gift.
G. E. Lessing



Hütet die Bäume! Auf ihnen lebten unsere Ahnen.

gut wie Dummheit. Wladimir Tendrjakow

Wagt nur eines nicht: wider die Natur zu handeln. Laudse

Über die Zukunft der Natur wird nicht am grünen Tisch entschieden.
Ulf Annel

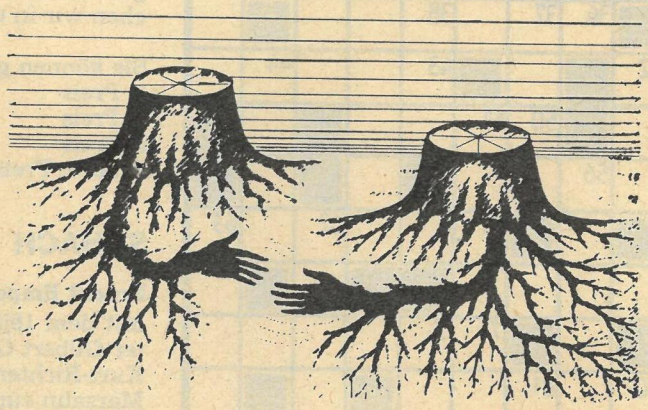
Unsere Energieversorgung können wir nicht auf dem Holzweg sichern.
Kurt Tackmann

Umweltschutz sollte beim Mitmenschen beginnen!
Wolfgang Mocker

Axt im Walde
Es gab eine Zeit, in der die Pflege der Bäume nicht Gärtnern, sondern Holzfällern anvertraut war.
Ilja Ehrenburg

VLABER

Die Zeit rächt sich an den Voreiligen.



2 Wochenspruch

Zuwachs an Kenntnis ist Zuwachs an Unruhe.

Goethe

Neues aus dem Tierreich

Eines Tages kommt dem Löwen die Erleuchtung: Im Wald gibt es zu wenig Demokratie – die großen Tiere fressen die kleinen. Er ordnet an: „Ab heute sollen die kleinen auch die großen fressen!" Wieder ein Zuwachs an Demokratie!
Kalev Korkma

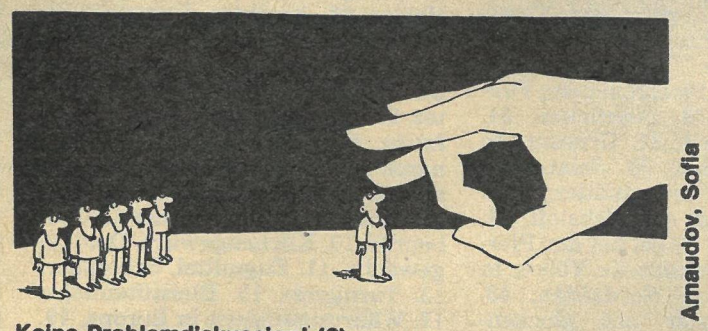
Jordan Raditschkow

Über das Haus

Gelobt sei die menschliche Behausung! Eine Menge ist über das Haus schon zusammengeschrieben worden, so viele Gedanken darüber haben sich angehäuft, daß davon schier eine ägyptische Pyramide in den Himmel gewachsen ist. Wenn wir nun noch einen Gedanken obenauf legen, wird ihn der geneigte Leser gar nicht mehr sehen können, und auch der Gedanke hoch droben auf der Pyramidenspitze wird Mühe haben, den geneigten Leser zu erkennen…
Des Menschen Haus ist ein Lebewesen wie er selber – doch während der Mensch durch die Nase atmet, tut es das Haus durch den Kamin. Und in eben diesem Kamin sitzt der Ruß, den zu nähren der Mensch sich sein Leben lang müht, und wenn ein Leben nicht langt, ihn satt zu bekommen, hinterläßt er die Sorge auch seinen Kindern und Kindeskindern. Die Kinder und die Kindeskinder nähren den Ruß ohne Rast und Ruh, denn alles, was unten in ein Haus hineingetragen wird, fährt oben durch den Kamin wieder hinaus, und dort hockt der Ruß und mästet sich daran. Kluge Köpfe nehmen diesen Ruß her, bereiten Tinte daraus und setzen sich mit dieser Tinte an ein Buch, welches vom Leben der Häuser und der Menschen künden soll wie auch vom Leben der Pflanzen und Tiere. Der Ruß stelzt über das weiße Papier und hat genügend zu erzählen, denn keiner weiß so viel über das Haus zu sagen wie er. Wenn der geneigte Leser erfahren möchte, was es mit seinem Haus auf sich hat, soll er nur in den Kamin schauen; will er wissen, wie es um sein Leben steht, er befrage den Ruß!
Aus: Dem Herrgott vom Wagen gefallen",

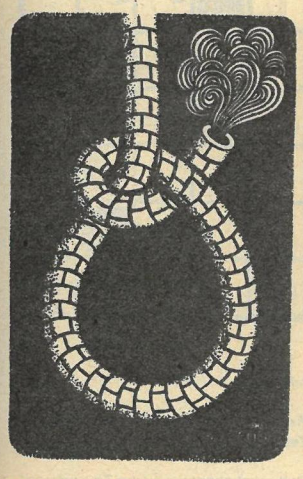
Verlag Philipp Reclam jun.

Hiibus, Tallinn



Arnaudov, Sofia

Keine Problemdiskussion! (?)



Krustew, Sofia

Iwanow, Moskau

Karel Čapek

Fabeln aus künftigen Jahren

Die Wissenschaft
… damals wurde noch gelehrt, die Atmosphäre setze sich aus Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Edelgasen zusammen. Furchtbar! Diese Unwissenheit!

Der Leser
Worüber lachst du so?
Ach, ich lese gerade in einem alten Buch eine Naturbeschreibung.

Umzug
Mir hat der Doktor Luftveränderung verordnet. Nun suche ich eine Höhle irgendwo in der Permformation.

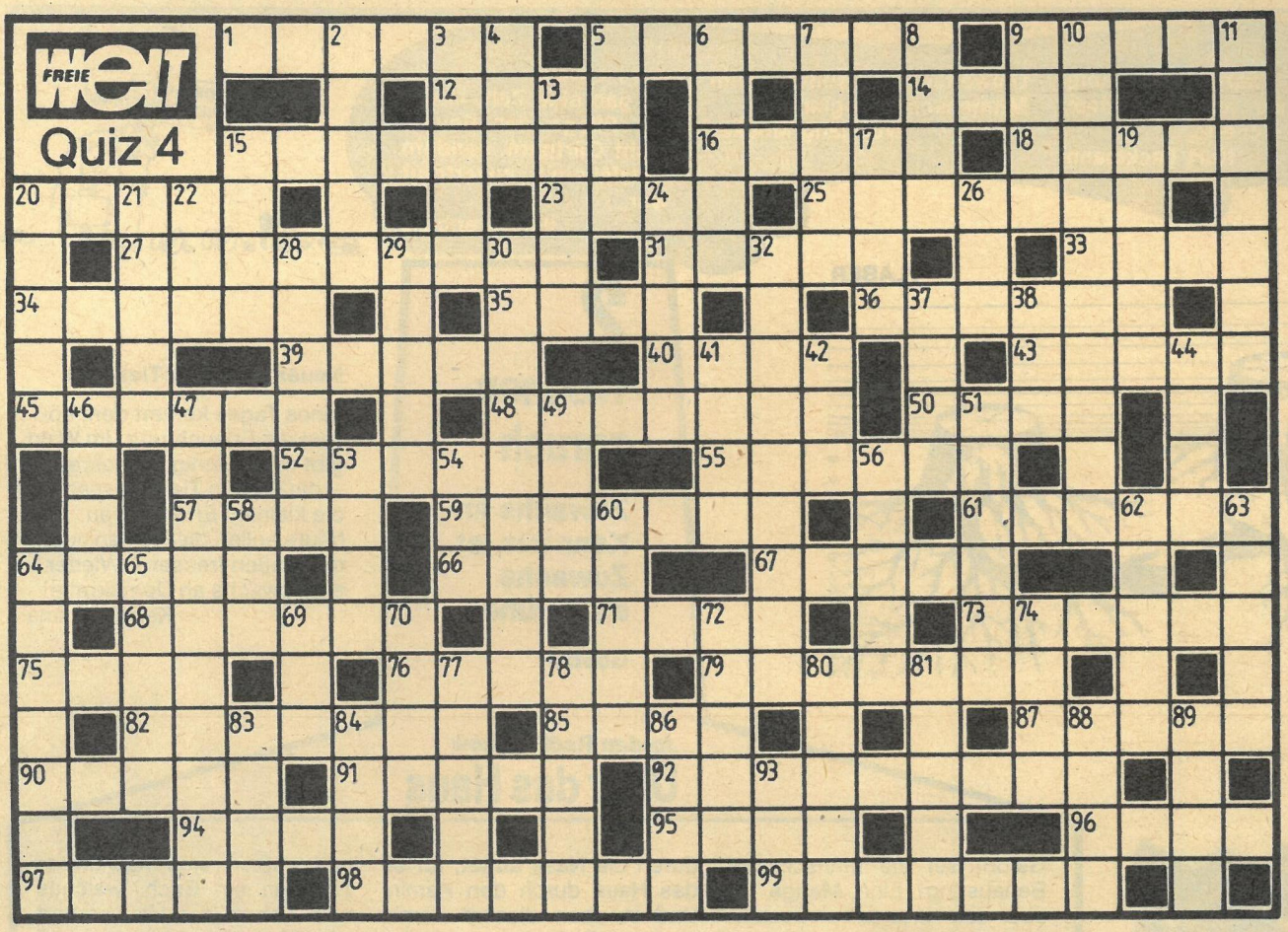
Die Nachbarinnen
Es ist furchtbar. Die Luft ist wieder teurer geworden.

Im Jahr 2500
… ist zurückgekehrt und behauptet, dort oben, auf der Erdoberfläche, könne man ganz gut atmen.
Angenommen, man kann es; aber was soll man dort, Mensch?
geschrieben 1934

Die Gleichgültigkeit so vieler Menschen beruht auf ihrem Mangel an Phantasie. Kurt Tucholsky

Michail Genin

Denn die Natur läßt sich nicht zwingen. Johann F. Gellert



1	12	31	62	40	60	23	80	—	10	95	57	77	45	37	93	99

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Vorschrift für die Zubereitung einer Speise, 5. Kochgemüse, Unterart der Speiserübe, 9. umgangssprachliche Bezeichnung für Kraftstoff, 12. Ausweglosigkeit, 14. Gedanke, Einfall, 15. das Einnehmen von Speisen, 16. Nebenfluß der Spree, 18. älteste lateinische Bibelübersetzung, 20. Frauenname (Kurzf.), 23. Sinnesorgan, 25. im Altertum ein Volksstamm in Mittelitalien, 27. von Rittern gepflegte höfische Lyrik (12./14. Jh.), 31. Strafstoß beim Fußball (Kurzw.), 33. Fußrücken, 34. kleine Dummheit, 35. Grenzort in den Niederlanden, 36. Salat- und Würzpflanze, Kreuzblütler, 39. Stadt in Estland, 40. Klebstoff, 43. Pfosten für den Zügel bei der Pferdedressur, 45. semitische Völker in Vorderasien und Nordafrika, 48. Stahlplattenklavier mit glockenähnlichem Klang, 50. Titel eines Frühwerks von Bertolt Brecht, 52. das Sich-von-etwas-Wenden, 55. Ganzes (Mathe.), 57. Stadt in der Tschechoslowakei (an der Elbe), 59. aromatische Gewürzpflanze, tropische Orchidee, 61. Gesamtheit des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens, 64. Aussprachezeichen, 66. Lebenshauch, 67. russischer Architekt und Städtebauer (gest. 1849), 68. englische Nachrichtenagentur, 71. System zum Verschlüsseln bzw. Entschlüsseln von Texten, 73. leidenschaftlicher Jäger, 75. Teil des Gesichts, 76. von Bäumen gesäumte Straße, 79. Hochtal in der Schweiz, 82. Aufsehen erregendes Ereignis, 85. Staat in Vorderasien, 87. Strom in Mitteleuropa (zur Nordsee), 90. Antriebsmaschine, 91. Variante, 92. Gemüseart, Salatpflanze, 94. Teil des Zentralnervensystems, 95. Nebenfluß des Dnepr, 96. das schwer zu Ertragende, 97. vorderer Teil des Halses, 98. knotiger Auswuchs an Bäumen, 99. dehnbares Gewebe.

Senkrecht: 2. Teile des Kauapparates, 3. italienisches Gericht mit Hefeteig, 4. italien.: Drei, 5. Frauenname (Kurzf.), 6. Nähutensil, 7. männliches Rind, 8. unredlicher Mensch, 9. philosophischer Grundbegriff, 10. Küchengewürz, Doldengewächs, 11. Zugmittel, Schlepper, 13. Turngerät, 15. Bleistifteinlage, 17. Währungseinheit in Europa, 19. Luftgeist in einem Märchenspiel von Shakespeare, 20. französischer Mathematiker (gest. 1603), 21. griechischer Buchstabe, 22. längster Fluß der Erde, 24. Kabelinneres, 26. Nebenfluß der Aller, 28. Salz der Salpetersäure, 29. Verlauf der gekrümmten Schiffslinien (seem.), 30. französischer Name einer Stadt in der Schweiz, nach der eine Käsesorte benannt ist, 32. Verfahren zur Zubereitung von Speisen, 37. Richtergewand, 38. Badeort in Belgien, 41. Tragtier, 42. englische Insel (Irische See), 44. Gewürzpflanze, Doldengewächs, 46. langer Hohlzylinder, 47. Gemüseart, 49. Fluß in Nordirland, 51. italienische Gebirgstruppe, 53. Nordostwind (schweiz.), 54. Titel einer Operette von Lehár, 56. Titel einer Oper von Puccini, 58. weibliches Haustier, 60. Bienenzüchter, 62. Gruppe einer Kulturpflanzenart, 63. niederländischer Schriftsteller (gest. 1932), 64. Versuchsanlage für die gesteuerte Kernfusion (Kunstw.), 65. Würde, Gesetztheit, 69. Erdart, 70. Nebenfluß der Donau (Österr./Ungarn), 72. altrömische Silbermünze, 74. Kreuzinschrift (Kirche), 77. Steppenart in Südamerika, 78. Wundausfluß, 80. Bratrost, 81. nachtaktiver Marder, 83. Sologesangsstück in der Oper, 84. Erkenntlichkeit, 86. Titelgestalt einer Oper von Schönberg, 88. abgetakelter Schiffskörper (seem.), 89. Fluß aus dem Harz, 93. Fluß in Schottland.

Als Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt sich die Bezeichnung für ein Geflügelgericht, das aus Fleisch von einem Masthuhn und mit Weißwein zubereitet wird.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 4 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 14. März 1990 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, veröffentlichen wir in unserem Heft 7/1990.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis je	25,– Mark

SCHACH

Erneut Empor HO

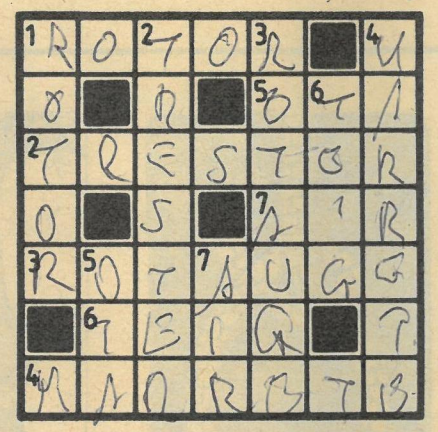
Mit dem 19jährigen Meisteranwärter Gilbert Grabow siegte beim IX. Kurt-Richter-Memorial in Berlin-Marzahn zum fünften Mal ein Vertreter der SG Empor HO. Mit einem halben Punkt weniger folgten K. Lisowski (SG Weißensee), R. Zaruba (Chemie Weißensee), P. Petkov (WBK Berlin). 306 Berliner (darunter 40 nichtorganisierte Schachspieler), was Rekord bedeutet, waren diesmal dabei. Hier eine Partie des Siegers:

HOLLÄNDISCH, Grabow–Neumann (SG Eckturm): **1. Sf3 f5 2. g3 Sf6 3. Lg2 d6 4. d4 e6 5. 0–0 Le7 6. Sbd2 c5 7. c3 0–0 8. Te1 Se4 9. Dc2 d5 10. Se5 Dc7 11. e3 Sc6 12. S:c6 D:c6 13. f3 Sf6 14. Dd3 c4 15. De2 b5 16. e4 fe 17. fe Te8 18. e5 Sd7 19. Dg4 Sf8 20. Se4 Sg6 21. Sg5 a5 22. S:h7 S:e5 23. T:e5 K:h7 24. Th5+ Kg8 25. Dg6 Ta7 26. L:d5 D:d5 27. D:e8 Lf8 1:0.**

Magische Figur

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend in die Figur einzusetzen.

1. sich drehender Teil elektrischer Maschinen, 2. Rückstände beim Keltern und Brauen, 3. andere Bezeichnung für die Plötze, 4. schlechter Wagen (Mundart), 5. Stadt in Japan (Honshu), 6. Backmasse, 7. Aussehen, Miene.



Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin 1026
Telefon: über 24 40 Auskunft
Telex: 011 48 54

FREIE WELT überparteilich- unabhängig

Chefredakteur: Günther Wolfram
Stellv. Chefredakteure: Dr. Paul Wurche, Günter Gensicke

Sekretariat der Chefredaktion: Tel.: 2 44 22 07
2 44 23 09
2 44 24 36

Bild: Volkmar Billeb Tel.: 2 44 27 03

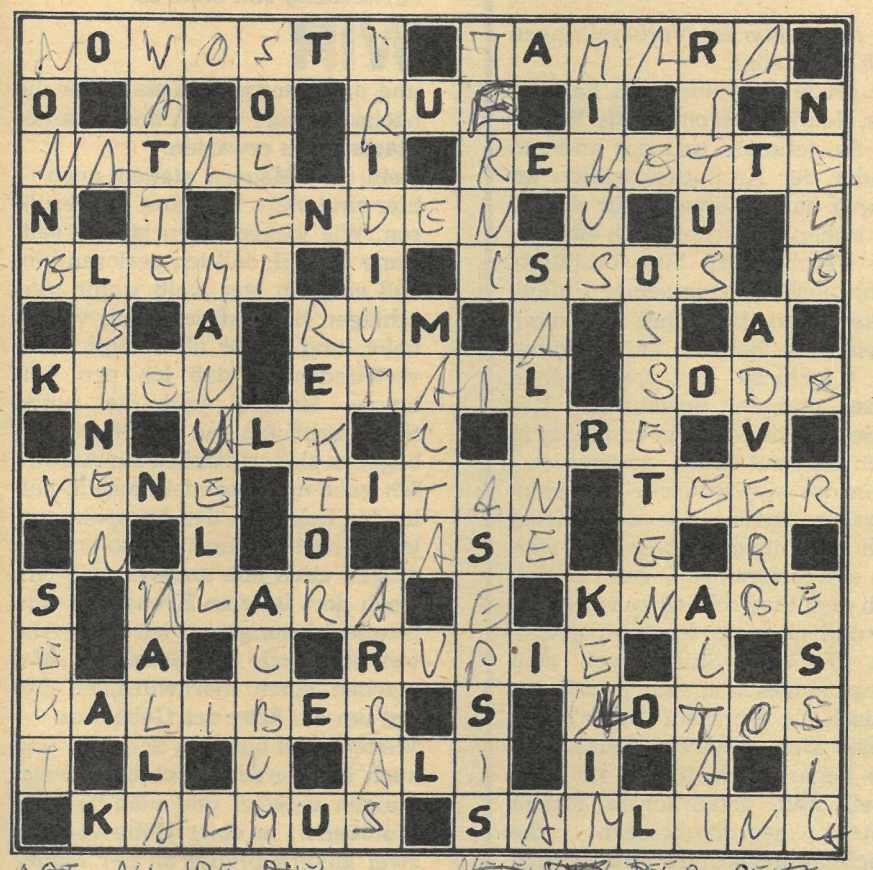
Gestaltung: Horst Wustrau Tel.: 2 44 35 48

Wissenschaft: Heinz Bartel Tel.: 2 44 26 09

Reisen: Jürgen Geitner Tel.: 2 44 31 16

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel Tel.: 2 44 22 30

Zeitgeschehen: Wolfgang Tautenhahn Tel.: 2 44 26 67



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Umstandswort, 2. Sammelbuch, 3. arabischer Männername, 4. Gebirge in Zentralasien, 5. Stadt in Nordfrankreich, 6. Angehöriger eines Göttergeschlechts (german. Mythol.), 7. Keimfreiheit (Med.), 8. Ölbaumharz, 9. Glasfluß, Schmelz, 10. Geweihspitzen (weidm.), 11. Speisewürze, 12. Nordwesteuropäer, 13. chemisches Element, Edelmetall, 14. antike Stadt im Südosten Kleinasiens, 15. innerer Durchmesser von Rohren, 16. Zimmerpflanze, 17. Arzneipflanze, 18. orientalischer Teppich, 19. harzreiches Holz, 20. Frauenname, 21. Junge, 22. Gewebe für Bett- und Tischwäsche, 23. asiatisch-australische Wasserrose, 24. mit der Hand gemacht, 25. Insel im Mittelmeer, 26. Fehlbetrag, 27. Hafenstadt in Brasilien, 28. Freundin Till Eulenspiegels, 29. Falter, Forstschädling, 30. Presseagentur in der UdSSR, 31. iranisches Volk in Kaukasien, 32. Leiter einer Hochschule, 33. Edelapfel, 34. feierlicher Brauch, 35. französ.: Straße, 36. Zuckerrohrschnaps, 37. Währungseinheit in Indien, 38. Salzwerk, 39. im Obstbau aus Samen gezogene Pflanze, 40. ausgestochenes Rasenstück, 41. Festgetränk, 42. konserviertes Hühnerprodukt, 43. russischer Frauenname, 44. Destillationsprodukt der Kohle, 45. Stadt in Mittelitalien, 46. chemisches Element, Metall, 47. Spaß, Unfug, 48. Blutgefäß, 49. lockeres Zellulosefasergebilde.

Vom Kern zum Wort

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht in die Figur einzusetzen.

1. Überschuh (veraltend), 2. Besitzer von Wirtschaftswertpapieren, 3. Küstenland (Geogr.), 4. Stoff, der Elektrizität sehr schlecht leitet, Nichtleiter, 5. Liegesofa (veraltet), 6. ungeladenes Elementarteilchen, 7. Ungeheuer, Unmensch, 8. Höhe des Oberdecks über der Wasserspiegellinie (Schiff.), 9. Unwissender, Dummkopf (abwertend), 10. Truppenstandort, 11. Grundlage, Fundament, 12. zeitlich geordnete Urkundenverzeichnisse.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Zahlenfeldern – von oben nach unten gelesen – eine Gestalt, die früher am Bug der Schiffe angebracht wurde.

1		L	O	S				
2			I	O	N			
3		T	O	R				
4			L	A	T			
5		T	O	M				
6			T	R	I			
7		H	E	U				
8			I	B	O			
9		N	O	R				
10			N	I	S			
11		T	E	R				
12			E	S	T			

Vorsetzrätsel

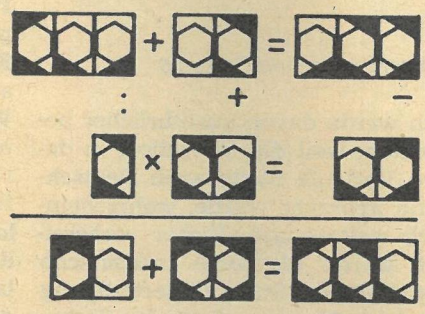
Jedem der folgenden Wörter ist jeweils ein Buchstabe so vorzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:

Linke – Meise – Satin – Enkel – Sprit – Aster – Eiter – Taler – Adler – Laser.

Bei richtiger Lösung ergeben die neu vorgesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – einen in Südeuropa vorkommenden Speisepilz, der zur Familie der Knollenblätterpilze gehört.

Raten und Rechnen

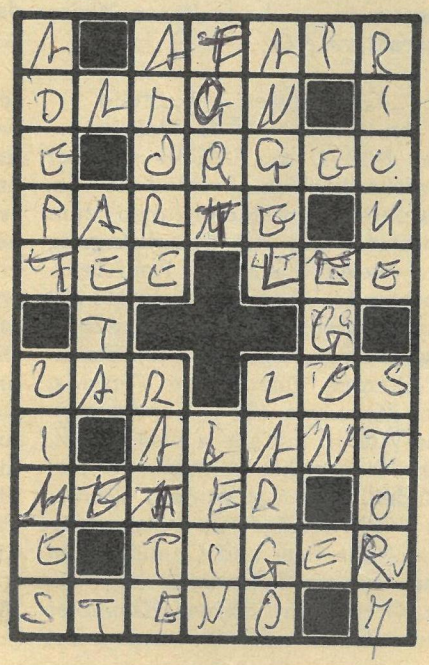
Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Zum Selbstbauen

Die nachfolgenden Wörter sind so in die Figur einzutragen, daß sich die Lösung eines vollständigen Kreuzworträtsels ergibt.

Lar – Lee – Los – Tee;
Aeta – Egon – Lein – Tort;
Adept – Alant – Amore – Angel – Atair – Damon – Largo – Limes – Meter – Orgel – Parte – Ratte – Rilke – Steno – Storm – Tiger.



Auflösungen aus Heft 3/1990

Kreuzgitter. Waagerecht: Basis (2), Ikebana (25), Eltern (46), Ren (37), Grieg (39), Realien (50), Geometrie (15), Schrei (67), ear (23), Nora (9), Terni (56), Selene (65), Knie (43), Eis (54), Rhein (31), Name (7), Libelle (55), Titular (35), Oser (51), Eklat (26), Gel (64), Silo (47), Ingrid (38), Etage (12), Anna (29), Erk (59), Latenz (70), Angeberei (20), Kartell (53), Train (42), Era (4), Levade (60), Rederei (32), Latte (18).
Senkrecht: Begas (16), Stich (68), Segge (34), Atto (44), Irre (11), Knete (3), Arie (27), nee (57), Anno (17), Arate (61), Lire (21), Einerlei (30), Marke (62), Chemisett (10), Reeder (40), Animation (5), Anita (48), Real (24), Iser (13), Initiale (45), Hekla (28), Nugget (36), Loge (19), Bela (8), Longe (41), Serge (63), Gent (52), Kelle (22), Aitel (58), Elast (1), Zinne (69), Oker (66), Arad (14), Blei (49), Rial (6), Are (33).

Schräge Reihen. Nach rechts unten: 1. Turm, 2. Ster, 3. Stander, 4. Start, 5. sto, 7. Kappe, 9. Kern, 12. Tragik, 13. Erek, 14. Ladung, 16. Gera, 19. Antrag, 20. Ulan, 21. Ratiné, 23. Nota, 26. Anat, 27. Meriten, 29. Talar, 31. Meder, 34. Atom, 35. Aloe, 36. wem.
Nach links unten: 2. Suk, 3. Strak, 4. Stempel, 5. Star, 6. Stan, 8. Order, 10. Tera, 11. Prag, 12. Tender, 15. Regung, 17. Kilt, 18. Uran, 19. Anatom, 22. Karate, 24. Nana, 25. Item, 28. Narew, 30. Galater, 32. Talon, 33. Idee, 34. Atem, 37. Rom.

Vorsetzrätsel: (L)aster – (A)raten – (K)lapppe – (O)bolus – (N)orden – (I)taler – (E)karte – (N)arkose – Lakonien.

Zahlenfeldrätsel: 1 = S, 2 = A, 3 = L, 4 = U, 5 = T, 6 = O, 7 = R, 8 = N, 9 = E, 10 = B, 11 = I, 12 = G, 13 = M, 14 = C, 15 = K, 16 = H, 17 = P, 18 = Z.

Magisches Quadrat: 1. Betel, 2. Eboli, 3. Tobel, 4. Elemi, 5. Lilie.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 1) aus Heft 1/1990

Waagerecht: 2. Eiskunstlauf, 9. Holle, 12. Hals, 13. Leo, 14. Iler, 15. Nagel, 18. Remis, 22. Ossa, 24. Enns, 25. Arosa, 26. Usus, 27. Etmal, 29. Etui, 30. Tunke, 32. Ria, 34. Lab, 37. Kiemen, 39. Eirene, 40. Brombeere, 43. Dekan, 45. Start, 46. Elite, 48. Efeu, 50. Radon, 52. Unter, 55. Sella, 57. Schlitten, 59. Odessa, 61. Angers, 64. iga, 66. Bug, 67. Ornis, 70. Siel, 72. Radar, 74. Asen, 75. Staat, 77. Sima, 78. Ural, 80. Kette, 82. Geist, 84. Bier, 85. Egart, 86. Ire, 87. Renn, 88. Young, 89. Regeneration, 90. Anzug.
Senkrecht: 1. Theo, 2. Elista, 3. Islam, 4. Karel, 5. Nonne, 6. Tag, 7. All, 8. Flor, 9. Horst, 10. Lem, 11. Eissegeln, 16. Aston, 17. Emil, 19. eau, 20. Puck, 21. Kufe, 23. Seine, 25. Ambra, 28. Aken, 31. nie, 32. Rede, 33. Arve, 35. Abt, 36. Amt, 38. III, 41. Orel, 42. Eta, 44. Kant, 46. Eishockey, 47. Tal, 49. Uhse, 50. Rang, 51. Ohr, 52. Ute, 53. Teint, 54. eng, 55. Saba, 56. Laura, 58. Han, 60. Dress, 62. Eistanz, 63. Sonntag, 65. Asse, 66. Barren, 68. Ist, 69. Steig, 71. Liter, 72. Rabat, 73. Duero, 76. Ader, 79. Lena, 81. Tau, 82. Gag, 83. Ion.
Lösung: Todesspirale

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Dieter Zeinert, Lauchhammer 7812;

2. Preis:
75,– M Rudi Jäger, Dresden 8010;

3. Preis:
50,– M Gerhard Stötzner, Neukirchen 7201;

4.–8. Preis:
je 25,– M Uwe Starke, Mittweida 9250; Josef Heimings, Berlin 1017; Anka Krumbholz, Kleindemsin 3281; Wanda Heyrald, Potsdam 1597; Hans-Georg Klemm, Leipzig 7050.

Kultur: Marianne Wambutt, Tel.: 2 44 32 23
Korrespondenten in Moskau: Hajo Obuchoff, Detlef Christel
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presse- und Informationsdienstes der Regierung der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Anzeigen aus dem Ausland: Berliner Verlag, Tel.: 2 70 32 03
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich

Stalin — Legende und Wirklichkeit

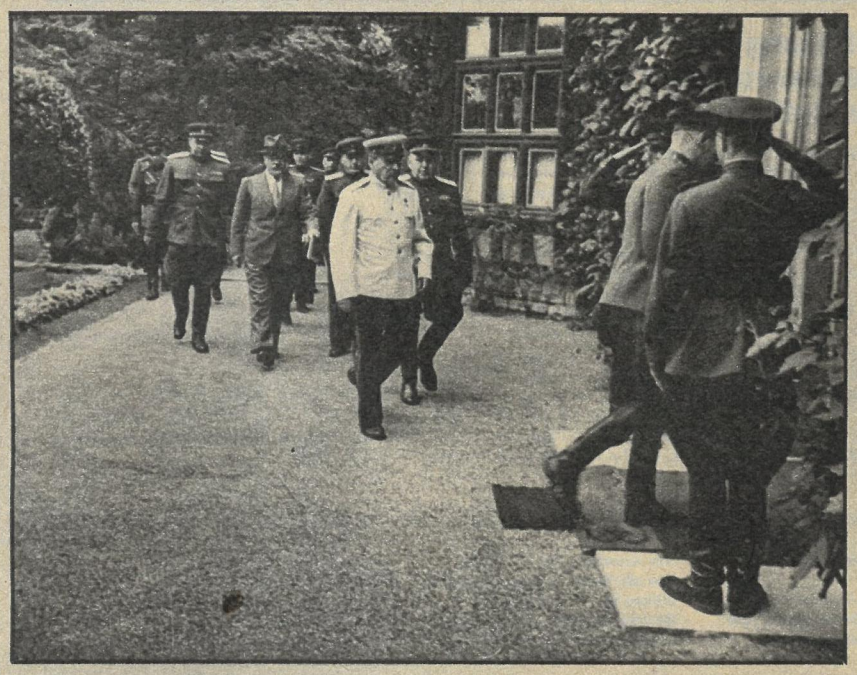
Fortsetzung von Seite 26

Ich werde davon ausführlicher berichten, weil die Operation, in deren Verlaufe Stalin nach Deutschland gebracht wurde, wahrscheinlich weitaus gründlicher vorbereitet wurde als viele militärische Operationen. Stalin forderte häufig Berichte über den Gang der Vorbereitungen für die Konferenz, über die Absicherung seiner Fahrt dorthin; er interessierte sich für Einzelheiten und gab Anweisungen. Für die Operation zur Beförderung und Lebenssicherung des „Führers" wurden Zehntausende Menschen herangezogen. Zwei Wochen vor der Reise lag auf dem Tisch des Generalissimus ein Dokument, das die Haltung Stalins zu seiner eigenen Person in unübertroffener Weise charakterisiert.

„An Genossen J. W. Stalin
An Genossen W. M. Molotow
Das NKWD der UdSSR erstattet Bericht über den Abschluß der Vorbereitung von Maßnahmen zum Empfang und zur Unterbringung der bevorstehenden Konferenz. Vorbereitet sind 62 Villen (10 000 Quadratmeter und eine zweistökkige Villa für den Genossen Stalin: 15 Zimmer, eine offene Veranda, eine Mansarde, 400 Quadratmeter). Die Villa ist mit allem ausgestattet. Eine Nachrichtenzentrale ist vorhanden. Angelegt wurden Vorräte an Wild, Geflügel, an Feinkostwaren, Nahrungs- und Genußmitteln und anderen Lebensmitteln sowie an Getränken. Sieben Kilometer von Potsdam entfernt, wurden drei individuelle Nebenwirtschaften mit Vieh- und Geflügelfarmen und Gemüsebasen geschaffen; zwei Brotbäckereien sind in Betrieb. Das gesamte Personal ist aus Moskau. In Bereitschaft sind zwei Sonderflughäfen. Zum Schutz sind sieben Regimenter der Truppen des NKWD und 1500 Mann aus dem operativen Personal bereitgestellt worden. Organisiert ist die Bewachung in drei Kreisen. Der Chef der Wachmannschaft der Villa ist Generalleutnant Wlassik. Die Wache am Konferenzort befehligt Kruglow.
Der Sonderzug ist vorbereitet. Die Route hat eine Länge von 1923 Kilometern (durch die UdSSR – 1095, durch Polen – 594, durch Deutschland – 234). Für die Sicherheit auf der Strecke sorgen 17 000 Mann der Truppen des NKWD und 1515 Mann operatives Personal. An jedem Kilometer der Eisenbahnstrecke stehen 6 bis 15 Mann Wache. Auf der Fahrstrecke werden acht Panzerzüge der Truppen des NKWD verkehren.
Für Molotow ist ein zweistöckiges Gebäude vorbereitet worden (11 Zimmer). Für die Delegation stehen 55 Villen zur Verfügung, darunter acht große.
2. Juli 1945 I. Berija"

Ich habe nur ein paar Einzelheiten weggelassen. Schwerlich findet man ähnliche Fälle solcher Sicherheitsmaßnahmen. Und wie weit erst hatte sich der „Führer" von seiner „Askese" der zwanziger Jahre entfernt! Je mehr Stalins Ruhm wuchs und je älter er wurde, desto mehr fürchtete er um sein Leben. Bis zur Abfahrt erkundigte er sich mitunter mehrmals am Tage bei Berija, wie es um die Geheimhaltung der Abfahrt bestellt, wie dick die Wagenpanzerung ist oder wie die Strecke durch Polen verläuft... Fällt ihm vielleicht ein, daß eben diesen Weg der sowjetische Soldat – von Moskau nach Berlin – zu Fuß, unter dem Feuer des Gegners zurückgelegt hatte? Wohl kaum, den Ausmaßen der Vorbereitungen nach zu urteilen.
Der große Sieg über den Faschismus, den hauptsächlich die Völker der Sowjetunion und der anderen Länder der Antihitlerkoalition errungen hatten, brachte für die sowjetischen Menschen auch eine bittere Frucht. Der Sieg bestätigte Stalin noch mehr in seiner Unfehlbarkeit und in seiner messianischen Rolle bei der Entscheidung der Geschicke des sowjetischen Volkes und des Sozialismus. Der große Sieg hatte Stalin endgültig in einen Gott auf Erden verwandelt.
Wenn das bürokratische Kommandosystem Stalins vor dem Krieg noch im Entstehen begriffen war, sich erst festigte, so begann es sich nach dem Sieg schnell zu restaurieren und noch an Kraft zu gewinnen. Der von Stalin nach dem Krieg eingeschlagene Kurs war faktisch ein Kurs auf *totale Bürokratie*. Der gestärkte Bürokratismus begann erneut, die für eine Gesellschaft gefährlichste Frucht schnell hervorzubringen: die Gleichgültigkeit des arbeitenden Menschen und seine Bereitschaft, lediglich ausführende Kraft zu sein; auch der moralische Verfall vieler Menschen nahm zu – man wuchs mit zwei Gesichtern auf (das eine kam in den Worten, das andere in den Taten zum Ausdruck). Die Partei wurde immer mehr zum Schatten des Staates. Oder umgekehrt: Der Staat wurde zum Schatten der Partei. Der gleichmacherische Sozialismus ließ, obwohl das paradox anmutet, im Gegensatz zu den Losungen eine bürokratische Elite entstehen. So verwertete Stalin die Früchte des Sieges „für den inneren Nutzen"; *konservierte* bewußt und entschieden – das System.

Fortsetzung im nächsten Heft



Die Früchte des Sieges vom Tisch der Potsdamer Konferenz verwertete Stalin zur Perfektionierung des bürokratischen Kommandosystems in der UdSSR.

Deutsch: A. Kodym
Das Buch Dmitri Wolkogonows „Triumph und Tragödie" erscheint 1990 im Militärverlag der DDR.

Fortsetzung von Seite 35

WIR

und des Schutzamtes statt. Für die nächsten Tage ist ein bedeutsamer Staatsakt zu erwarten.'
Nein, die Mauern stehen noch – hier sind sie – ich kann sie berühren. Wie weggeblasen ist das seltsame Gefühl, daß ich verloren bin, daß es mich wer weiß wohin verschlagen hat, daß ich mich verirrt habe, und es ist überhaupt nicht verwunderlich, daß ich den tiefblauen Himmel und die runde Sonne erblicke; und alle Nummern begeben sich wie üblich zur Arbeit.
Ich gehe mit besonders festen, hallenden Schritten den Prospekt entlang, und es kommt mir so vor, als gingen auch alle anderen wie ich. Doch dort ist eine Kreuzung, eine Straßenbiegung, und ich sehe: Alle weichen nach der Seite aus und machen einen merkwürdigen Bogen um die Ecke des Gebäudes.
Weitere fünf bis zehn Schritt – und auch ich werde in Schlingerbewegungen versetzt und vom Trottoir gestoßen... In einer Höhe von gut zwei Metern prangt an der Mauer ein viereckiges Blatt Papier mit den unverständlichen giftgrünen Lettern

MEPHI

Und darunter ein s-förmig gebogener Rücken, vor Erregung oder Zorn durchscheinend wehende Ohrenflügel. Den rechten Arm emporgestreckt und den linken hilflos rückwärts gestreckt wie eine verletzte, angeschlagene Schwinge, sprang er immer wieder in die Höhe, um das Papier abzureißen – doch er schaffte es nicht, er reichte nicht bis hinauf.
Offenbar hatte jeder der Vorübergehenden den gleichen Gedanken: ‚Wenn ich hingehe, als einziger von allen, dann denkt er bestimmt, ich fühle mich schuldig und will aus diesem Grund...'
Ich gebe zu: auch mich beherrschte dieser Gedanke. Aber es fiel mir ein, wie oft er sich als mein wahrer Schutzengel erwiesen hatte, wie oft er mich gerettet hatte – und so trat ich mutig zu ihm, streckte den Arm aus und riß das Blatt herunter.
S drehte sich um und fuhr schnell, blitzschnell mit seinen Bohrern in mich hinein, bis auf den Grund, holte etwas von dort herauf. Dann hob er die linke Augenbraue, deutete damit zu der Wand, wo der ‚MEPHI' gehangen hatte. Und es blitzte mir das Schwänzchen seines Lächelns entgegen, das zu meiner Verwunderung geradezu fröhlich schien. Aber weshalb sollte ich mich darüber wundern. Der Arzt zieht der quälenden langsam steigenden Temperatur der Inkubationszeit stets den Hautausschlag und die Fieberglut vor: Dann ist es wenigstens klar, um welche Krankheit es sich handelt. Die heute über die Mauern verstreuten Mephis – waren der Hautausschlag. Ich verstand sein Lächeln...

ZAR WASSERWIRBEL

9.

1. Wie kommst du darauf Schwesterchen? Ich werde sie auf jeden Fall herausfinden unter der Dienerschaft! Ich kenne doch meine Mama! Und auch sie wird mich wiedererkennen!

2. Du wirst sie nicht erkennen und sie dich auch nicht! Wasserwirbel hat ihr mit seinen Zaubernebeln so die Sinne verwirrt, daß sie sich an nichts mehr erinnern kann. Sie sieht nichts, hört nichts, fühlt nichts, weiß nichts mehr von der Welt und auch nicht von dir, Wanja. Ihre Seele ist zu Eis erstarrt. Außerdem stehen neben ihr sieben Trugbilder, die dich täuschen werden ... Still, mein Vater kommt!"

3. „Oh, dieser Wasserteufel! Du wirst es schwer haben, Wanja, deine Mama unter den vielen Trugbildern herauszufinden!

4. „Mama! Mama, hör mich an! Ich bin es, dein Wanja! Sei nicht mehr traurig und nicht mehr böse! Ich werde dich nie wieder ärgern! Kochen habe ich inzwischen gelernt, waschen, Strümpfe stopfen und Staubwischen. Ich werde immer Holz hacken und heizen! – Nein, sie erkennt mich nicht!"

5. „Wanja, Brüderchen, geh näher an die Frauen heran. Sieben von ihnen haben einen kalten Atem, nur deine Mutter atmet warm wie ein Mensch. Näher heran, Wanja!

6. Wenn du ihren Atem auf deiner Wange spürst, dann rufe laut: Das ist sie!"

Zar, das ist meine Mutter!

7. Wennschon! Zwar hast du das Rätsel gelöst – mein Reich aber werdet ihr ebensowenig verlassen wie Maria! Es ist mein Wille, daß ihr sterbt, gemeinsam mit meiner nichtswürdigen Tochter!

Frei nach dem Theaterstück des sowjetischen Dichters Jewgeni Schwarz, gezeichnet von Tatjana Neljubina. Redaktion: Karin Kopp

Alles noch einmal ganz von vorn

Die Europacup-Geschichte im Eishockey ist die Geschichte eines Klubs: ZSKA Moskau. Innerhalb eines Vierteljahrhunderts zog dieser sowjetische Rekordteilnehmer zwanzigmal in Europas Eisarenen und thronte ebensooft auf dem obersten Siegerpodest. Die phantastische Bilanz: 89 Spiele, 83 Siege, zwei Remis, vier Niederlagen, 736:152 Tore, 168:10 Punkte. Genauso unglaublich, aber wahr: Der diesjährige EC-Sieg war das mittlerweile 13. Meisterstück des Meistermachers Viktor Tichonow. Der abermalige Erfolg ist um so bemerkenswerter, da es in der Zeitrechnung dieses Eishockeylehrers das Jahr Eins nach dem sogenannten Super-Fünfer ist. Kein Quintett in der Ära des modernen Eishockeys spielte so faszinierend wie Fetissow, Kasatonow, Makarow, Larionow und Krutow. Alle fünf haben ihre Siebensachen gepackt und spielen woanders. Was nun?

Der Erfolg der Moskauer Eishokkeyschule hat historische Wurzeln, und ein Geheimnis dieser Siegeszüge sind wohl die Traditionen, die die Rot-Weißen zu hüten wissen wie einen Augapfel. Was einst ein Anatoli Tarassow mit genialen pädagogischen Fähigkeiten beim ZSKA aufbaute, bewahrte und perfektionierte ein Viktor Tichonow. Der eine wie der andere hat dabei für sich und seine Zeit ein besonders gelungenes Glanzstück produziert. Tarassow formierte Anfang der siebziger Jahre eine Sturmreihe, die weltweit als „Troika" alles Bisherige in den Schatten stellte: mit Boris Michailow (als ZSKA-Manager jetzt engster Berater Tichonows), Wladimir Petrow und dem (später bei einem Autounfall ums Leben gekommenen) Superstar Valeri Charlamow.

Würde es so was je wieder geben? Als sich dieses Trio kurz nach Tichonows Amtsantritt trennte, schien sich ein Vakuum aufzutun. Aber damals schon versprach der neue Mann an der Bande: „Wenn ihr mir Zeit gebt und mich arbeiten laßt, werdet ihr über fünf Burschen staunen, die noch besser, noch perfekter sein werden als Charlamow und Co." Und er nannte Namen, mit denen vorerst nur wenige etwas anfangen konnten: die Verteidiger Fetissow und Kasatonow, die Stürmer Makarow, Larionow und Krutow. Jene, die Tichonows angeblichen Zweckoptimismus belächelten, gaben sich alsbald selbst der Lächerlichkeit preis. Hier spielte der weltbeste „Fünfer", der je auf dem Eis stand.

Der Dauererfolg vor allem dieses „Grand mit Fünfen" hatte nicht nur seinen Schweiß, sondern auch seinen Preis. Es kam die Zeit, da der Star-Trainer mit den immer selbstbewußter werdenden und auch außerhalb des Spielfeldes immer forscher auftretenden Star-Spielern allerhand Probleme hatte. Ein offener Streit brach aus. Der Trainer wurde attackiert und abqualifiziert, die Spieler selbst galten als Rebellen. Nur das gemeinsame Ziel eines neuerlichen Weltmeisterschaftserfolges versöhnte die sechs noch einmal miteinander, denn eines hatten alle begriffen: Tichonow brauchte das Quintett für die WM 1989 ebenso, wie dieses die WM brauchte, um ebendort seinen Marktwert zu fixieren. Mit der Öffnung des sowjetischen Eishockeys nach außen wollten sich Fetissow und Co. – wider alle Warnungen von Meister Tichonow – künftig ihre Klasse in Dollar bezahlen lassen.

Die Manager von Übersee griffen schließlich auch zu, wobei niemand aus der Profiliga NHL den ganzen Block kaufte, so berühmt dieser auch war. Fetissow und Kasatonow ließen sich bei den New Jersey Davils nieder, Larionow und Krutow bei den Vancouver Canucks, Makarow bei den Calgary Flames. Aber während die Nordamerikaner jede Tournee sowjetischer Teams mit superlativischen Lobpreisungen begleiten, sind die einstigen CCCP-Stars als NHL-Profis in die Negativ-Schlagzeilen geraten.

Fetissow, als UdSSR-Mannschaftskapitän einst zum besten Eishokkeyspieler der Welt nach oben gelobt, eifersüchtelt als Reservist auf den Posten von Kasatonow. Krutow wird mit einem dreizylindrigen LADA verglichen, von Makarow heißt es, seine Tore und Vorlagen seien nicht der Rede wert. Über-

Es war einmal. Länger als ein Jahrzehnt spielte Viktor Tichonow einen „Grand mit Fünfen", genannt Fetissow und Co. (Bild oben links). Dieser liegt jetzt im Skat. Aber so gewitzt und bedacht, wie er Schach spielt (Bild links), hat Tichonow erneut ein (Eishockey)-Blatt mit Buben in der Hand.

rascht ist Viktor Tichonow von dieser Entwicklung ganz und gar nicht: „Jeder der fünf hat sich über Jahre zu einem Individualisten von höchster Klasse entwickelt. In mühevoller Kleinarbeit haben wir ihre Qualitäten kollektiv miteinander verschmolzen und zur Perfektion geführt. Jeder kannte den anderen aus dem Effeff, man verstand sich blind, denn alle fünf waren auch so, von Familie zu Familie, freundschaftlich miteinander verbunden. Diese Abstimmung gibt es nun naturgemäß nicht mehr. Im Prinzip ist jetzt jeder auf sich selbst gestellt und spielt nicht mehr unter den Bedingungen des technisch versierten und kollektiven sowjetischen, sondern unter dem Druck des kraftvollen amerikanischen Eishockeys. Vieles ist eben anders."

Daß 30jährige Spieler in einem völlig neuen Umfeld so tiefgreifende Probleme haben, ist für Tichonow nicht sensationell. Ein junger Mann wie Alexander Mogilny, der nach der Weltmeisterschaft in Schweden klammheimlich seine Mannschaft verließ und eines Tages in der NHL auftauchte, hatte es ein bißchen leichter. Er gilt in Kanada als derzeit bester sowjetischer Spieler.

Wer sich mit Tichonow über den Verfall seines legendären Fünfers unterhält, hat nicht den Eindruck, daß er wegen der verlorenen Söhne schlaflose Nächte verbringt. Er zürnt auch nicht. Sein Blick ist nach vorn gerichtet. Als vergangenes Jahr die „Sbornaja" zum 21. Male Weltmeister wurde, schien (obwohl Chomutow/Bykow/Kamenski bereits die Makarow-Reihe übertrafen) eine große, unwiederbringliche Epoche beendet. Elf Auswahlspieler sagten ihrem Auswahlchef ade, den ZSKA – bester Zulieferer der Rotjacken – verließen gar 50 Prozent des Spielerkaders. Was Wunder, wenn Tichonow sich und seinen Jungen jegliche Belastung nahm, indem er von einem „Neuanfang bei Null" sprach.

Plötzlich wurde die erfahrenste zur jüngsten Mannschaft in der Nationalliga. Nicht weniger als zehn Spieler sind noch keine zwanzig Jahre alt, und es ist eher die Norm denn die Ausnahme, daß jetzt schon die besten Junioren im Senioren-Team des Klubs zur Reifeprüfung zugelassen werden. Wobei der ZSKA schon immer ein Leistungszentrum-Magnet war. Auch heute kommen so nur zehn von 27 Stammspielern aus Moskau, während die anderen in frühester Jugend aus zehn verschiedenen Groß- oder Kleinstädten kamen. Eingedenk einer solchen umfassenden Wende schienen Schwierigkeiten vorprogrammiert. Und tatsächlich ist der Olympiasieger, der Weltmeister wie der Europacupgewinner nicht mehr jener Souverän von einst. Niemand sollte sich jedoch von den Geburtswehen täuschen lassen.

In der UdSSR-Meisterschaft 1989/90 hat der ZSKA mehr Niederlagen einstecken müssen als je zuvor. Was er früher nie kannte: Er ist derzeit Dritter! Aber er ist eben auch Europacupsieger. Und in dessen Reihen wachsen schon wieder neue Weltmeister heran. Unter ihnen die Söhne des ehemaligen Weltklasse-Freistilschwimmers Wladimir Bure und der verwaiste Sohn des Ehepaares Charlamow, Alexander. Auch ein Sergej Fjodorow ist mit von der Partie: „Dessen Spiel atmet Klasse", sagt der schwedische Trainer Tommy Boustedt. Wer Tichonows junge Sputniks beim EC-Finale sah, der weiß, was da heranwächst. Die Handschrift des „eigenwilligsten, genialsten und erfolgreichsten Eishockeylehrers", so der Zürcher „Sport", ist unverkennbar.

Indes hofft Tichonow, daß der auch künftig nicht auszuschließende Weggang guter Spieler ins Ausland nicht zu einer Krise ausartet. Er hat aus den Querelen mit seinen ehemaligen Stars selbst Lehren gezogen und einen Spielerrat mit Vetorecht ins Leben gerufen. Der Vorwurf diktatorischer Maßnahmen und dirigistischen Verhaltens hat ihn tief getroffen. Gleichwohl bekennt er mit verschmitztem Lächeln: „Ich achte jeden Spieler, aber schauen Sie nach Amerika, was aus diesen herrlichen Jungs geworden ist – ich bin nicht mehr ihr Trainer..."

Klaus Feuerherm

Einer der Trümpfe, mit denen Tichonow einen Stich zu machen gedenkt, ist Sascha, der Sohn des einstigen UdSSR-Superstars Valeri Charlamow.

Fotos: Klaus Feuerherm (6), Volkmar Billeb

FREIE WELT 1

... weiter im Licht Ihrer Aufmerksamkeit:

Karin Meletzki, Torgelow: Zutiefst bewegt hat mich der Beitrag zu Sacharow. Ich danke dem Autor für seine Sachlichkeit und Ehrlichkeit. Es ist nur schade, daß wir Menschen zu sehr geschlafen haben und nicht schon eher den Mund an richtiger Stelle aufgemacht haben.
Helmut Dörr, Rostock: Hervorragend die Beiträge „Würde wächst aus Widerstand", „Wandel durch Nähe" und „Anwalt der Geächteten". Hierbei bin ich allerdings ein wenig skeptisch. Jahrelang galten Sacharow, auch Solshenizyn, als Konterrevolutionäre. Aber nun werden aus ihnen wahre Revolutionäre gemacht. Fallen wir nicht wieder von einem Extrem ins andere?

Sonst kommen andere

Gitta Uddik, Aue: Spitze und zugleich das Zugmittel Ihrer Zeitung sind die Rätsel. Die Rücktitelidee ist fabelhaft! Aber die Seite 1 ist zu müde gestaltet. Die Schlagzeilen müßten besser herauskommen und vor allem, wo was zu lesen ist. Vielleicht können Sie auch am Format arbeiten, eine kleinere Zeitung ist handlicher. Sie müssen schon etwas ändern, sonst kommen andere, diese sind vielleicht besser! Also, sofort.
Albrecht Mayer, Auerbach: Filme erwecken immer mein Interesse, aber die Fotos nehmen zu viel Raum ein („Hanussen"). (Das trifft übrigens auf mehrere Heftbeiträge zu.) Wie steht es um die augenblickliche sowjetische Filmproduktion? Auch über das tschechoslowakische Filmschaffen sollten Sie informieren! Die Kinderseite mag künstlerisch wertvoll sein, aber unsere Enkel blätterten darüber hinweg. Mein Vorschlag: mit kurzen Beiträgen und kleineren Bildern kindgemäß gestalten!
Effi Falck, Graal-Müritz: Armenien und Ratgeber „Angst" standen bei uns im Vordergrund. Die Humorseiten sammle ich für Familienfesttagszeitungen.
Wilhelm Schöne, Karl-Marx-Stadt: Der Beitrag über Stalin gefällt mir nicht, er hat zu viel Unheil über sein Land gebracht. Bringen Sie mehr von dem „Mann des Jahrzehnts" – auf ihn achtet die Welt!
Mathias Witt, Granzow: Mir hat besonders die „Gardinenpredigt" gefallen. Der Artikel zeigt, wie man das Leistungsprinzip durchsetzen kann. Wieviel Schlamperei gibt es noch in unseren Betrieben!

Beleuchtet

Groß, größer ...?

Horst Basedow, Schwerin: Die Bilder sind in Ordnung, aussagekräftig. Aber müssen sie teilweise über zwei Seiten gehen?

Wolfgang Walter, Zwinge: Mein Mißfallen erregt, daß Ihre Texte und Bilder fast nur vom Ostblock berichten. FREIE WELT sollte über die ganze Welt schreiben. Mit mehr Rätseln und damit verbundenen Anreizpreisen könnte die Zeitung ein Schlager werden!
Heidrun Gonschorek, Kirchberg: „Amerika, Amerika" wollte ich erst gar nicht lesen. Dann hat es mir aber sehr gefallen. Die beiden jungen Menschen konnten Eindrücke empfangen, die ihnen im Leben von Nutzen sein werden. Tino hat recht, wir müssen uns wieder auf innere Werte besinnen, ehe sie uns völlig verlorengehen.

Küche, Kleider, „Klartext"

Ursula Hoffmann, Lübbenau: Das Heft ist offen, und die meisten Beiträge sind gut. Ich würde mich auch mal wieder über Kochrezepte freuen. Man kann ja nicht alle Zeitungen kaufen.
Jana Bornberg, Bad Langensalza: Für mich als jungen Menschen sollte man der Mode und dem Sport genügend Platz einräumen.
Karin Klengler, Riesa: Was mich speziell stört, ist die Seite 10. Um den Text auf farbigem Grund lesen zu können, mußte ich mich trotz Brille enorm anstrengen. Fragen bleiben viele offen. Wohin geht die Sowjetunion? Immer mehr Konflikte brechen auf ...

FREIE WELT 1/90 – von 384 Lesern ins Kreuzfeuer genommen! Herzlichen Dank! Ihre Briefe kursieren bei allen Reportern und Redakteuren. Inzwischen schwillt schon die Mappe mit Meinungen zu FW 2/90 an. Zum Sonderpreis von 50 M gratulieren wir Horst Kränkel, Mölkau!

An unsere Leser in eigener Sache

Wie Sie sicherlich dem Wort des Chefredakteurs auf Seite 2 dieser Ausgabe entnommen haben, wird unsere Zeitung ab April 1990 nicht mehr subventioniert. Wir bleiben trotzdem als

FARBILLUSTRIERTE

Ihr treuer Begleiter. Als Auslandsjournal bieten wir Ihnen neben Bildreportagen, Dokumentationen, literarischen Vorabdrucken einen erweiterten Reiseservice, reizvolle Preisaufgaben und Rätsel sowie lukrative Preisausschreiben, die Sie in alle Welt führen.
Unser Preis beträgt ab April 1990 1,50 M pro Einzelheft, im Abonnement 3,25 M monatlich.*)
Übrigens: Ein Abonnement ist jederzeit möglich. Wenden Sie sich an Ihr Postamt. Für FREIE WELT gibt es keinen Sperrvermerk beim Postzeitungsvertriebsamt!

*) Sollten einige unserer Abonnenten den veränderten Preis nicht akzeptieren, haben sie die Möglichkeit, ihr Abonnement bis zum 9. März 1990 beim zuständigen PZV abzubestellen.

Unser Foto – Ihr Text

Wir stellen eine Aufnahme vor – Sie finden eine Bildunterschrift dazu. Ernst oder unernst, wie Sie wollen – je kürzer, um so besser. Ihre Vorschläge schicken Sie bitte bis spätestens 14. März 1990 an Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Str. 29, Berlin, 1026. Drei Texte veröffentlichen wir in Heft 7/90 zum Sonderhonorar von je 20 Mark.
Kennwort: Fototext

Die Favoriten

Ihre Texte zum Foto aus Heft 1

Wenn Sie die Einschulungsfeier um ein Jahr verschieben, berücksichtigen wir gern Ihre Wünsche!
Ingrid Richter, Berlin

Wer mit Kritik das Kundenbuch beschmiert, wird servicemäßig außerhalb plaziert ...
Wolfgang Fülle, Schmölln

Schon lange sitze ich in diesen Breiten und warte immer noch auf bessre Zeiten.
Ernst Schulze, Seehausen

Das Leserfoto aus Heft 1, von Gert Pietsch, Oranienburg, im Berliner Nikolaiviertel aufgenommen, regte 912 Leser zur Mitarbeit an! Herzlichen Dank! Übrigens handelt es sich bei der Marmordame um die „Kriegswissenschaft" von Begas.

Im Kreuzfeuer

Heft 4/90

Ihr Urteil ist uns wichtig, liebe Leser. Mehr denn je! Die Ausgabe, die Sie gerade in den Händen halten, steht zur Debatte. Welches Bild, welcher Text, welches Thema spricht Sie besonders an? Was erregt Ihr Mißfallen, stößt auf Ihren Widerspruch? Welche Fragen bleiben offen?

Bitte schreiben Sie bis zum 14. März 1990 an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Jede Veröffentlichung wird honoriert. Zusätzlich verlosen wir unter allen Einsendern 1× 50 M. Gewinner in Heft 7/90.

Kennwort: Kreuzfeuer

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Hubertus Henke, Volkmar Billeb (2), Vignette: Martin Kotsch

Erstarrtes *kommt in Fluß ...*

In Heft 1/90 stellten wir die Meinung eines Lesers aus Berlin zur Diskussion, daß der Stalinismus in der DDR keinen Fuß gefaßt habe. Zahlreiche Leser teilten uns daraufhin ihre Überzeugungen und Erfahrungen mit. Hier einige Auszüge:

Stalinismus nur gleichzusetzen mit Zwangskollektivierung und Vernichtung von Menschen, geht an den Inhalten dieser verhängnisvollen Politik vorbei. Abgesehen davon, daß auch die Kollektivierung in der DDR nicht nur streng nach dem Prinzip der Freiwilligkeit vollzogen wurde – es herrschte auch die Auffassung, daß mancher zum Glück gezwungen werden muß. Bleibt die Frage, ob solche Schauprozesse wie gegen Janka und Genossen nicht vielleicht auch Vernichtung von Menschen ist?

Andreas Haeßler, Schneeberg

Den Stalinismus in seiner krassen Form hatten wir – zum Glück – nicht. Aber auch in der „milderen" Variante (ohne Massenerschießungen) ist er schlimm genug und bringt unermeßlichen ideologischen und materiellen Schaden.

Dieter Wolf, Glauchau

Heuchelei als Staatsdoktrin

Lebt der Schreiber fern der Realität? Wir sind seit zwei Jahren BRD-Bürger, erinnern uns noch an Zwangskollektivierung der Bauerngüter, Enteignung von Betrieben und Werkstätten. Wer nicht in der FDJ war, durfte kaum zum Studium, bekam keine Jugendtouristreisen. Jeder Leiter mußte SED-Mitglied sein, auch wenn er völlig fehl am Platze war. Schüler wurden benachteiligt, wenn sie nicht zur Jugendweihe gingen; Andersdenkende in Gefängnisse geworfen und wie Verbrecher behandelt. Das ganze Volk ist dadurch zu Heuchlern und Feiglingen erzogen worden. Viele Menschen haben psychischen Schaden genommen. Augenzeugen erlebten, wie junge Menschen sich blutig im Staube wälzten, weil sie an der Grenze zur BRD erschossen wurden, während die Führung der DDR in Saus und Braus lebte und jederzeit ins Ausland reisen konnte. Wir alle haben nur ein Leben. Den DDR-Bürgern wurden 40 Jahre Lebensfreude vorenthalten.

Familien Kleinert, Schober, Naumann, z. Z. Dresden

Gutes über Bord?

Aus vollem Herzen stimme ich dem Leser zu. Ich wurde zwar weder in der DDR geboren noch wuchs ich hier auf, doch lebe ich seit 1978 in diesem Land. Ich habe drei kleine Kinder, war acht Jahre zu Hause. Wir mußten sparen, aber der Staat hat mir dies ermöglicht. Was wird nun aus all den Sozialmaßnahmen? Jeder einzelne hat sie täglich ohne Zögern genutzt. Haben die Menschen vergessen, wieviel Leid und Elend es gekostet hat, den ersten sozialistischen Staat auf deutschem Boden zu errichten? War es denn nicht für die meisten ganz bequem, von einem Tag in den anderen zu leben? Die Arbeitsplätze waren sicher, die Wohnungen billig, abgesehen vom Ärger über Dinge des täglichen Lebens. Veränderungen waren nötig, aber warum auch viel Gutes über Bord werfen? Heute ist an allem die Regierung, der Sozialismus schuld. Noch heute höre ich die Rufe, wenn Erich Honecker zur Messe kam. Wie ehrlich ist ein Volk, das heute diesem und morgen jenem zujubelt?

Franziska Schneider, Roetha

Sollte man unter Repressalien einzig und allein die Vernichtung von Menschen verstehen? Repressalien sind in meinen Augen auch die Kriminalisierung Andersdenkender und schwere Eingriffe in die Persönlichkeitssphäre der Menschen. Stalinismus ist der teilweise bis zur Entartung deformierte Sozialismus, das administrative Kommandosystem in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, unkontrollierbare Macht in den Händen weniger, per Gesetz festgeschriebenes Wahrheits- und Machtmonopol einer Partei, Einschränkung der demokratischen Grundrechte des Volkes, und all das soll es in der DDR nicht gegeben haben?

Lutz Lingener, Magdeburg

Es erregt meinen Widerspruch, wenn ein Mitbürger die Auswüchse stalinistischer Willkürherrschaft durch die SED noch immer, trotz der bekanntgewordenen Repressalien gegen Andersdenkende, negiert. Wie viele gibt es noch in diesem Staat, die die Zusammenhänge nicht begreifen? Die Beziehungen zwischen stalinistischen Strukturen und dem Machtmißbrauch im sogenannten Ostblock sind noch ungenügend erforscht und durchleuchtet worden.

Will-Fred Bolle, Berlin

KZ nach 45

Ich möchte nur an einige Tatsachen erinnern: Nach 1945 wurden die Konzentrationslager Buchenwald und Sachsenhausen keineswegs aufgelöst, sondern umfunktioniert, und zwar vom damaligen NKGB (Volkskommissariat für staatliche Sicherheit). Von zahlreichen Operativabteilungen der Roten Armee, unter strenger Leitung des NKGB, wurden Menschen oft von der Straße weg „eingesammelt" und in diese Lager gebracht. Gewiß, unter ihnen waren auch ehemalige Angehörige der Gestapo, des SD, der SS, aber auch Parteilose. Es gab keine Möglichkeit der Verteidigung, keine Gerichte, keinerlei Kontakte zu Angehörigen. Obwohl 1949 die DDR gegründet wurde und in der Verfassung stand, daß „kein Bürger an eine ausländische Macht ausgeliefert werden darf", gingen noch im Sommer 1953 Transporte in die UdSSR, die meist in Workuta endeten. Wenn das kein Stalinismus ist!

Eberhard Huhn, Berlin

Stalinismus ist vor allem jene Form der Herrschaft, die Untergeordneten oder Nachgeordneten keine Möglichkeiten der eigenen Entfaltung läßt, die es unmöglich macht, eigene Gedanken gefahrlos einzubringen, die im Grunde darauf aus ist, jedem das geistig-moralische Rückgrat zu brechen, die in jedem Andersdenkenden einen Feind sieht.

Erich Biehl, Blintendorf

Ein ganzes Volk ist doch von einer Partei unterdrückt, sämtliche Organisationen sind von ihr vereinnahmt worden. Die Kultur wurde einseitig ausgerichtet. Warum verließen uns denn so viele Künstler? Der ganze Humbug mit den Jubelfesten, Aufmärschen, die Militarisierung – schon im Kindergarten begann die Errichtung eines Feindbildes. Und wie soll man die Beschränkung der Reisefreiheit nennen – die ganze DDR war ein Gefängnis, aus dem nur einige Privilegierte den Fuß stecken durften. Leider bin ich nicht mehr reisefähig, aber ich bin glücklich über die Umgestaltung, daß wir wieder den aufrechten Gang üben und das freie Wort äußern können.

Irmgard Trotzki, Magdeburg

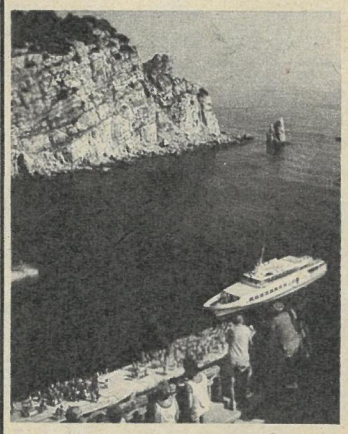
Ein Lichtblick

Mit Interesse las ich die Artikel über Angst und deren Überwindung (FW-Ratgeber 23/89–3/90)! Leider gehöre ich zu den Menschen, die mit ihrer Angst nicht fertig werden. Bei mir ist es so extrem, daß ich deshalb schon seit zwei Jahren Invalidenrentner bin. Aus meiner Angst heraus habe ich mich völlig von der Außenwelt isoliert. Nun habe ich einen kleinen Lichtblick für mich gesehen. In dieser Form hat bisher noch keiner versucht, es mir zu erklären, auch mein Arzt nicht.

Ruth M.

Man merkte beim Lesen, daß man mit solchen Problemen nicht allein dasteht. Vielleicht werden Ihnen nicht viele Leser schreiben, aber sie werden die Ratschläge lesen und für sich selbst Nutzen daraus ziehen. Ich selber suche nach einer Möglichkeit, mit meiner unüberwindlichen Angst vor dem Zahnarzt fertig zu werden. Brennend beneide ich alle, die gelassen im Wartezimmer sitzen und vorher vielleicht noch in aller Ruhe gefrühstückt haben ...

Heidrun G.



Alle Wege führen

... nach a) Jurmala b) Irkutsk oder c) Jalta – aber per Schiff von rechts nach links! Das Foto zur Intourist-Reisescheck-Preisaufgabe wurde leider durch ein technisches Versehen in Heft 3/90 seitenverkehrt gedruckt. Oben sehen Sie es richtig!

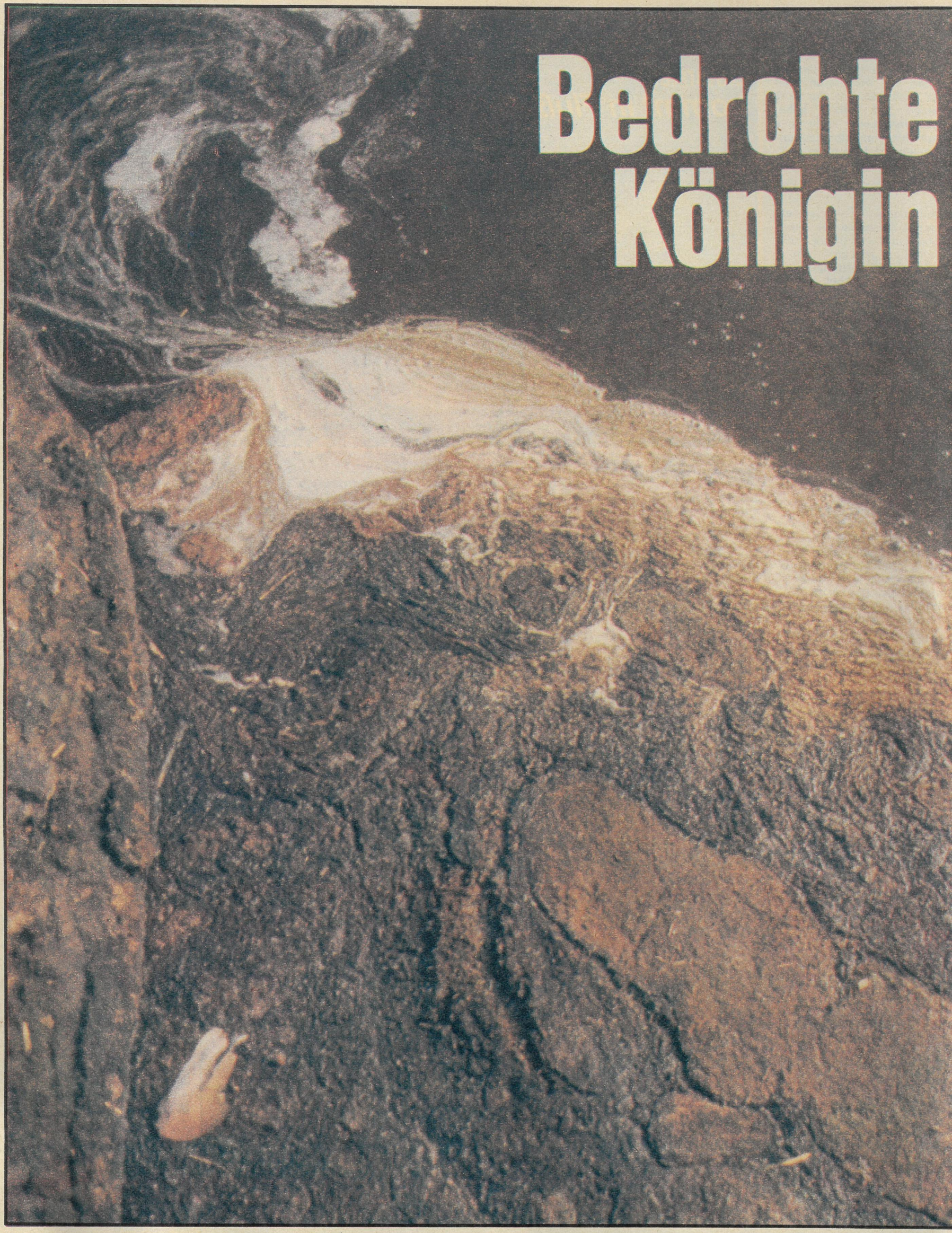
Liebe Kinder!

Sucht in Heft 5/90 nicht nach „Zar Wasserwirbel"! Er taucht erst im Heft 6/90 wieder auf.

● Liebe Leser!

Die Postflut wächst von Tag zu Tag. Das wollten wir. Es hilft uns, Ihre FREIE WELT besser zu machen. Auch wenn wir nicht auf jeden Brief reagieren können, auf diesen Seiten haben immer Sie das Wort!

Bedrohte Königin



„Königin der Ströme" nennen die Russen die Wolga. Sie führt das Zepter über ein Viertel der sowjetischen Bevölkerung. In ihrem Einzugsgebiet, das dreißig Prozent des Territoriums der Russischen Föderation umfaßt, werden mehr als fünfundzwanzig Prozent aller industriellen und landwirtschaftlichen Güter der Union erzeugt. Lokale Verschmutzungen (großes Foto) sind nicht der ärgste Feind der Wolga. Sie stirbt den schleichenden Gifttod, wenn der Zustrom von Abwässern aus Industrie und Landwirtschaft nicht gestoppt wird. Was Wunder, wenn sich die Russen um ihre Königin besonders sorgen? FREIE WELT-Mitarbeiterin Sonnhild Kutschmar (Text) besuchte Togliatti und Wolgograd. Volkmar Billeb fotografierte an der Unteren Wolga.

Es war ein klarer, kalter Februartag. Tausende Moskauer standen dicht gedrängt im Gorkipark. Was trieb sie aus ihren warmen Wohnungen hinaus? Die Sorge um einen Fluß. „Ohne Wolga kein Rußland", stand auf einem Transparent. Die Menschen demonstrierten für ein Symbol, für die „Königin der Ströme", von deren Sauberkeit, Kraft, dem Fischreichtum nicht nur die Lebensqualität der Russen abhängt. Wie konnte es soweit kommen, daß die Gesundheit der Wolga bedroht ist?

Ausgeblutet war die Sowjetunion nach dem zweiten Weltkrieg: unzählige Tote, Verletzte, eine großteils zerschlagene Wirtschaft. Energie hieß ein Zauberwort. Die Überlebenden gingen daran, das Land mit Strom für den Wiederaufbau zu versorgen. Ein alter Plan wurde aus der Schublade geholt: der Bau der Wolgakaskade. Das sind heute acht gigantische Stauseen mit riesigen Wasserkraftwerken. Jährlich 40 Milliarden Kilowattstunden Strom, der bis Moskau und zum Ural fließt. Es war die Zeit der Euphorien im Lande, der „Großtaten des Kommunismus". Niemand dachte damals daran, daß die Umwelt, die Natur den Preis dafür zahlen müßten.

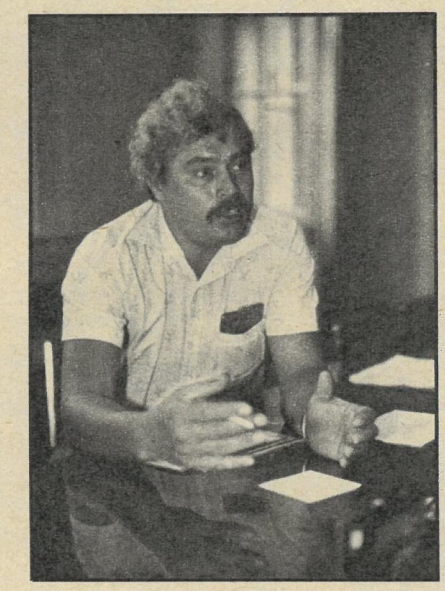
Langsam erwachte die Öffentlichkeit. Denn nach und nach begannen Fische auszusterben. Den berühmten Wolgastör findet man heute nur noch vereinzelt im Unterlauf des Flusses. Die Forelle hat sich in einigen sauberen Nebenarmen gehalten. Die einstmals springlebendig dahinfließende Wolga ist durch die Stauseen wie durch Thromben verstopft. Einem alten Weib gleich, schlurft sie träge dahin. In die Staubecken leiten alte und neue Industriebetriebe ihre mehr oder weniger geklärten Abwässer ein – der Fluß wird sie schon verkraften. Hofft man. Die Steilufer brechen ab. Immer mehr Land versinkt im Wasser. Die Kraftwerke selbst sind, energiewirtschaftlich gesehen, uneffektiv. Über die Wolga ziehen Schwaden ungefilterter Abgase aus veralteten Metallurgie- und Chemiewerken. Eine trostlose Situation? Wir packten die Koffer, um an Ort und Stelle zu erfragen, wie bedroht die Wolga ist und was dagegen unternommen wird.

Ein facettenreiches Bild fanden wir vor. Neben leichtsinnigem, mitunter fast sträflichem Verhalten von Industriebetrieben, zum Teil bedingt durch mangelnde Wirtschaftskraft, steht das Aufbegehren sogenannter informeller grüner Gruppen. Das sind Selbsthilfeorganisationen der Betroffenen. Dazwischen gibt es Ansätze systematischer Erfassung und Kontrolle des Wassers und der Luft über dem Fluß, Versuche, die Situation schrittweise zu verbessern. Zuerst besuchen wir die

Der Holzreichtum Mittelrußlands wird nach alter Tradition über die Wolga geflößt.

Wissenschaftler in Togliatti

Hier, im kleinsten Institut der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, dem Institut für Ökologie des Wolgabassins, treffen wir Dr. Juri Krylow. Der vierunddreißigjährige Genetiker erklärt: „Unsere Aufgabe ist es, das wasserökologische System – angefangen vom Ladogasee bis hinunter zum Kaspischen Meer – zu untersuchen. Uns interessieren Wasser, Luft, Boden, Flora und Fauna der Wolga und ihrer Nebenflüsse. Erst wenn wir die Beschaffenheit der Tier- und Pflanzenwelt, die Artenvielfalt, die Verhältnisse zueinander genau kennen, können wir den Einfluß von Industrie und Landwirtschaft, von menschlicher Tätigkeit überhaupt, richtig einschätzen."



Für die Reinhaltung der Wolga engagiert sich der Werksökologe Wassili Ossipow.

152 Mitarbeiter und eine Flotte von sechs Forschungsschiffen sind seit fünf Jahren damit beschäftigt, derartige Daten zu erfassen. Uns scheint dieses Jagen und Sammeln nach Zahlen und Fakten ein bißchen betulich angesichts der drohenden Katastrophe für die Wolga. Juri Krylow beschwichtigt: „Welche Wissenschaft in der Welt kommt ohne Vergleichsmaßstäbe aus? Besseres oder schlechteres Wolgawasser ist immer erst an einem festgestellten Istzustand meßbar. Und den müssen wir Wissenschaftler bestimmen." Zugleich laufen natürlich Forschungsarbeiten, die beispielsweise der Industrie helfen werden, ihre durch Schwermetalle vergifteten Abwässer besser zu reinigen.

Durch intensivere Reinigungsanlagen und veränderte Betriebstechnologie könnte es den Chemiebetrieben beispielsweise rund um Togliatti zunehmend gelingen, ihre Abwässer zu säubern. Außer bei Havariesituationen, die aber leider noch zu oft vorkommen, bemühen sich werkseigene Ökologen darum, möglichst wenig Giftstoffe in die Wolga abzulassen. „Aber die hochgiftigen Schwermetalle sind ein besonderes Problem", sagt Dr. Krylow. „Sie sind nur in winzigen Spuren im Wasser vorhanden und schlüpfen so durch fast jede Abwas-

Bedrohte Königin

seranlage hindurch. Also mußten wir Forscher uns auch etwas Besonderes einfallen lassen." Er zeigt uns zwei Glasschalen mit „Cadmiumfressern" – grünlich-gelbe, unscheinbare Pilzkolonien. Der Anblick enttäuscht. Erst durch die Erläuterung des Wissenschaftlers können wir den Schimmel schätzen. In der Natur gibt es keine Pilze, die sich nur von Cadmium ernähren. Man muß also vorhandene Pilze künstlich, mit genetischen Methoden, im Labor so verändern, daß sie Cadmium zu ihrer Lieblingsspeise machen und diese suchen wie die Biene den Nektar. Und das wird den Pilzen im Abwasser leicht gemacht. Sie beseitigen das Cadmium, indem sie es auffressen. Glückliche Pilze? „Nein, besser wären wohl solche Betriebstechnologien, die erst gar kein Cadmium erzeugen."

Wer von uns kann sich nicht an die Bilder von giftigen Algenteppichen in der Nordsee und vor den italienischen Küsten erinnern? Ähnliches kommt auch in der Wolga vor, wenn sich die Stauseen in den oberen Schichten erwärmen, wenig Seegang herrscht, der das Wasser durchmischt, und zugleich wieder einmal ein Werk eine Havarie hatte. Dann schaffen die Algen, die Putzerbrigaden im Wasser, die Reinigung nicht mehr. Dann legen sie sich auf die faule Haut, vermehren sich überdurchschnittlich, fangen an zu blühen und geben dabei fleißig Giftstoffe ins Wasser ab. Das Ergebnis – Fische sterben, Badende bekommen Allergien. So richtig wohl war uns nach dieser Erläuterung bei unserem Sprung in die Wolga nicht mehr. Juri Krylow, der selbst mit ins Wasser geht, erläutert: „Das Algenblühen untersuchen wir am Institut mit dem Ziel, den Industrie- und Landwirtschaftsbetrieben der Gegend Fakten in die Hand zu geben, bis zu welchem Grenzwert beispielsweise Stickstoff- und Phosphordünger eingesetzt werden darf, wie hoch die Werte in Abwässern maximal sein dürfen." Dazu stehen in einem Labor große Glastanks; einer grüner als der andere. Hier wird wissenschaftlich das Zusammenspiel in der Natur untersucht, das im schlimmsten Falle zum Algenblühen führt: Bei welchem Nährsubstrat, welcher Menge halten die Algen das Wasser noch sauber, wann kippt das biologische System? Überlebenswichtige Daten für die Wolga.

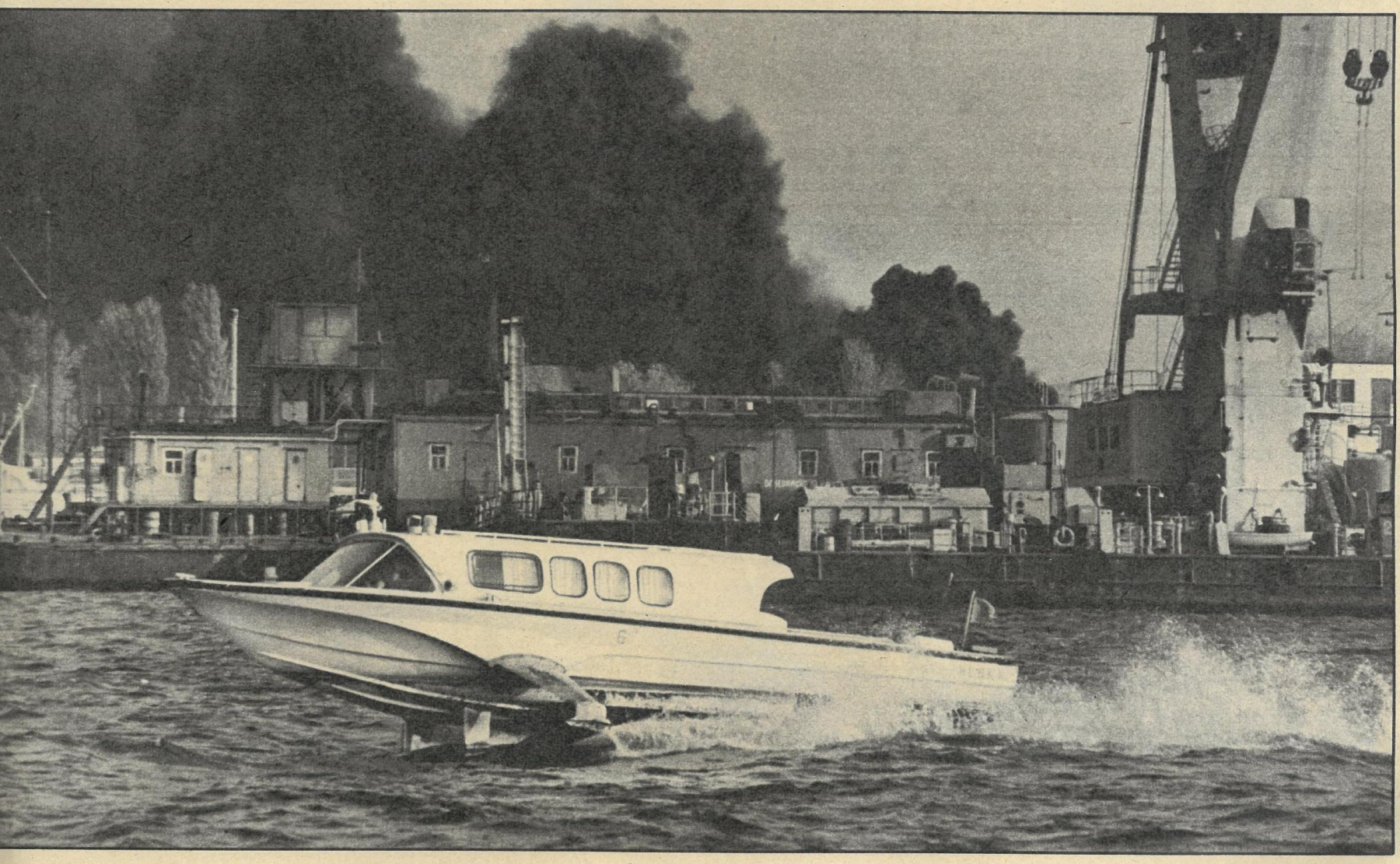
Abend über dem Strom. Die „Ökologe", ein Forschungsschiff des Instituts, schaukelt uns sanft von einem Ausflug in eine Fischstation nach Hause. Noch schmeckt die vorzügliche Ucha nach, eine Suppe aus verschiedenen Fischen, die uns der dortige Wissenschaftler bereitete. Wir aßen wilde Erdbeeren auf der Wiese, alles hier schien eine heile Welt zu sein. Ein Trugschluß, wie wir am Labortisch anderntags sehen. Dr. Krylow seziert einen Blei, einen Fisch, der bei uns in vielen Seen verbreitet ist. Ihm geht es speziell um die Leber. Mit der Pinzette holt er Stück für Stück ein weißes, fadenförmiges Etwas heraus: einen Bandwurm. Der erste ist etwa 45 Zentimeter lang, die anderen beiden etwas kleiner. Mir dreht sich fast der Magen um bei dem Gedanken an die gestrige Suppe aus Zander und Blei. Der Genetiker beruhigt mich, die Leber habe man vorher weggeworfen. Die Parasiten aber sind im ganzen europäischen Raum verbreitet, also auch bei uns. Sogar in Schwedens sauberen Seen seien Bleie davon befallen. Ein gesamteuropäisches Problem.

Wir gehen nicht, ohne dem vorsichtig formulierenden Wissenschaftler eine Antwort über den Wolgazustand entlockt zu haben: Ja, das Wasser der Wolga ist schlechter geworden als vor fünf Jahren, und schuld daran sind die Menschen, die den Fluß, absichtlich wie unabsichtlich, verschmutzen. Andererseits hat Dr. Juri Krylow Hoffnung. Abschließend erzählt er von der bereits in Ansätzen bestehenden Zusammenarbeit zwischen dem Forschungsinstitut und der Industrie, die vom Begutachten der Projektierungsunterlagen durch Ökologen des Instituts bis zu den „Cadmiumfressern" reicht. Den

Industriekapitänen und deren Stab

gilt unser nächster Besuch. Erste Station – das Lada-Werk in Togliatti. „Mehr Sorge für den Umweltschutz!" steht draußen am Tor. Arkadi Gilbuch, dem dieses Ressort untersteht, hat sein Büro direkt neben dem zwei Kilometer langen Hauptfließband. Dort werden in drei Linien pro Minute je drei Lada-Samara montiert. Ein schöner Anblick! (Lada, Lada – meine Liebe, singt ja nicht nur Fürst Igor in der gleichnamigen Oper von Alexander Borodin.)

Als wir das Zimmer des Werksökologen betreten, wollen wir uns entschuldigen, denn scheinbar stören wir die dort versammelten dreizehn Mitarbeiter in einer Dienstbesprechung. Doch sie alle sind aufgeboten, um uns Journalisten Auskunft zu geben. Zuviel der Ehre – man hielt uns für Westreporter! Hat man vor denen mehr Respekt? Arkadi Gilbuch übergeht die Frage und berichtet statt dessen davon, daß in diesem vom Fiatkonzern errichteten Werk seit jeher viel Wert auf Umweltschutz gelegt wurde. Eine dreistufige Wasserreinigungsanlage arbeitet 87 Prozent der täglich benötigten 552 000 Kubikmeter Wasser wieder auf und gibt es in den Produktionskreislauf zurück. Die restlichen 13 Prozent fließen nach zusätzlicher biologischer Behandlung in die Wolga zurück. Aber auch hier geht es nicht ohne Havarien ab. „Im vergangenen Sommer", berichtet Arkadi Gilbuch, „leitete ein Arbeiter mehr Abwässer in die Kanalisation, als



Besonders im unteren Flußabschnitt entstehen durch die Tankschiffahrt Probleme für Wasser und Ufer.

Bedrohte Königin

die biologische Reinigungsanlage verkraften konnte. Das Werk mußte daraufhin 37 000 Rubel Strafe zahlen. Als Verantwortlicher wurde ich mit einer persönlichen Strafe in Höhe meines Monatsgehalts zur Rechenschaft gezogen. Leider habe ich den Übeltäter nicht gefunden." Damit solche Havarien ausgeschlossen werden, will das Werk in den nächsten Jahren die Durchlaßkapazität der biologischen Anlage von jetzt 240 000 Kubikmeter pro Tag auf 290 000 Kubikmeter erhöhen.

Arkadi Gilbuch hält aber die Abwasseranlagen seines Werkes, die zugleich das Brauchwasser aus einem Stadtbezirk Togliattis mitverarbeiten, für die „besten im Wolgagebiet". Ein Wolgaverseucher scheint das Ladawerk nur selten zu sein, aber mit dem Erdboden rund um den Betrieb gibt es große Probleme. Deponiert werden müssen gegenwärtig noch Giftstoffe wie Schwermetallreste aus der Galvanik und Farbreste aus der Lackiererei. Es existiert noch keine wirkungsvolle Technologie zu deren schadloser Beseitigung. Letztlich kann die Wolga über Abgänge aus der Deponie doch noch vergiftet werden. Aufwendige Forschungsarbeiten wurden in Auftrag gegeben und sollen in zwei, drei Jahren Ergebnisse bringen.

Roter Rauch schlägt uns entgegen, als wir am metallurgischen Kombinat „Krassnyi Oktjabr" in Wolgograd vorbeifahren. Schnell schließen wir die Autofenster, trotz der Hitze, und bedauern die Bewohner der Umgebung, die nicht nach drei Tagen die Stadt wieder verlassen können. „Die Elektrostahlgießerei Nr. 2 arbeitet zu unserem Leidwesen unsauber. Sie ist noch nicht rekonstruiert", sagt der Werksökologe Wassili Ossipow ratlos. „400 Millionen Rubel werden wir bis 1995 ausgeben, damit die Abgase die Luft nicht mehr verunreinigen." – Doch bis dahin vergehen noch sechs Jahre! Flucht nach vorn? Sicherlich. Und die tritt auch der Werksdirektor an, der urplötzlich in unserer Gesprächsrunde erscheint. Nodari Ordschonikidse meint: „Der Umweltschutz in unserem Werk ist ein so brisantes Thema, daß ich es nicht nur dem Ökologen und dem Parteisekretär überlassen will." Um die Brisanz zu begründen, gibt uns der Direktor einen kurzen Überblick über die Entwicklung des über 90 Jahre alten Kombinats, das heute 450 Sorten gefragten, hochlegierten Stahles ins In- und Ausland liefert. Seine Sorgen lassen sich in einem Satz zusammenfassen: „Vor zehn, fünfzehn Jahren forderten alle: Das Vaterland braucht Stahl. Heute rufen sie: Die Heimat braucht saubere Luft!"

Diesen schier unlösbaren Widerspruch will das Kombinat durch Rekonstruktion aufbrechen. Bis 1991 ist geplant, die Wasserverschmutzung der Wolga durch den Betrieb völlig einzustellen. Dann soll das Werk einen geschlossenen Wasserkreislauf besitzen. Bis jetzt fließen noch fünfzehn Prozent des Abwassers ungenügend gefiltert in den Strom und mit ihm vor allem Erdöl, das zum Schmieren an den Walzstraßen benötigt wird. Doch zehn Gramm Erdöl verseuchen 800 Liter Wasser! Deshalb hat der Betrieb für viel Geld an der Wolga den Platz für neue Reinigungsanlagen geschaffen. Mit dem Auto fahren wir dorthin und stehen hoch über dem Fluß, unter uns Wasserbehälter, Filterstation, Pumpenhaus. Hier wird der größte Teil der Abwässer von Erdöl- und Eisenresten gereinigt. Erdöl wird als Brennstoff zurückgewonnen, Eisenstaub zu kleinen Steinen gepreßt und der Produktion wieder zugeführt. „Das lohnt sich. Pro Jahr gehen 400 Tonnen Öl und 5 000 Tonnen Metallstaub in den Betrieb zurück", sagt Wassili Ossipow.

Bleibt nach wie vor die gräßliche Luftverschmutzung; das nachdenkliche Resümee Nordari Ordschonikidses dazu: „Wenn wir jetzt nicht anfangen, ökologisch zu denken, ersticken wir!" Eine Milliarde Rubel braucht das Kombinat, veranschlagt er, um eines Tages allen Anforderungen des Umweltschutzes gerecht zu werden. Wann genau das sein wird, das weiß auch er nicht.

Wolgograd gehört zu den Städten in der UdSSR mit der höchsten Luftverschmutzung. Auf den 70 Quadratkilometern, auf denen sich die Stadt ausdehnt, sind über 100 Fabriken angesiedelt; entlang der Wolga zählten wir auf dem kurzen Abschnitt von einem Kilometer dreiundzwanzig Schornsteine, aus denen quillt Rauch von giftig-gelb bis bläßlich-blau. Dort liegt der Krassno-Armejski-Stadtbezirk, in dem etwa 200 000 Menschen wohnen. Nach Informationen der

Offiziellen und inoffiziellen Grünen,

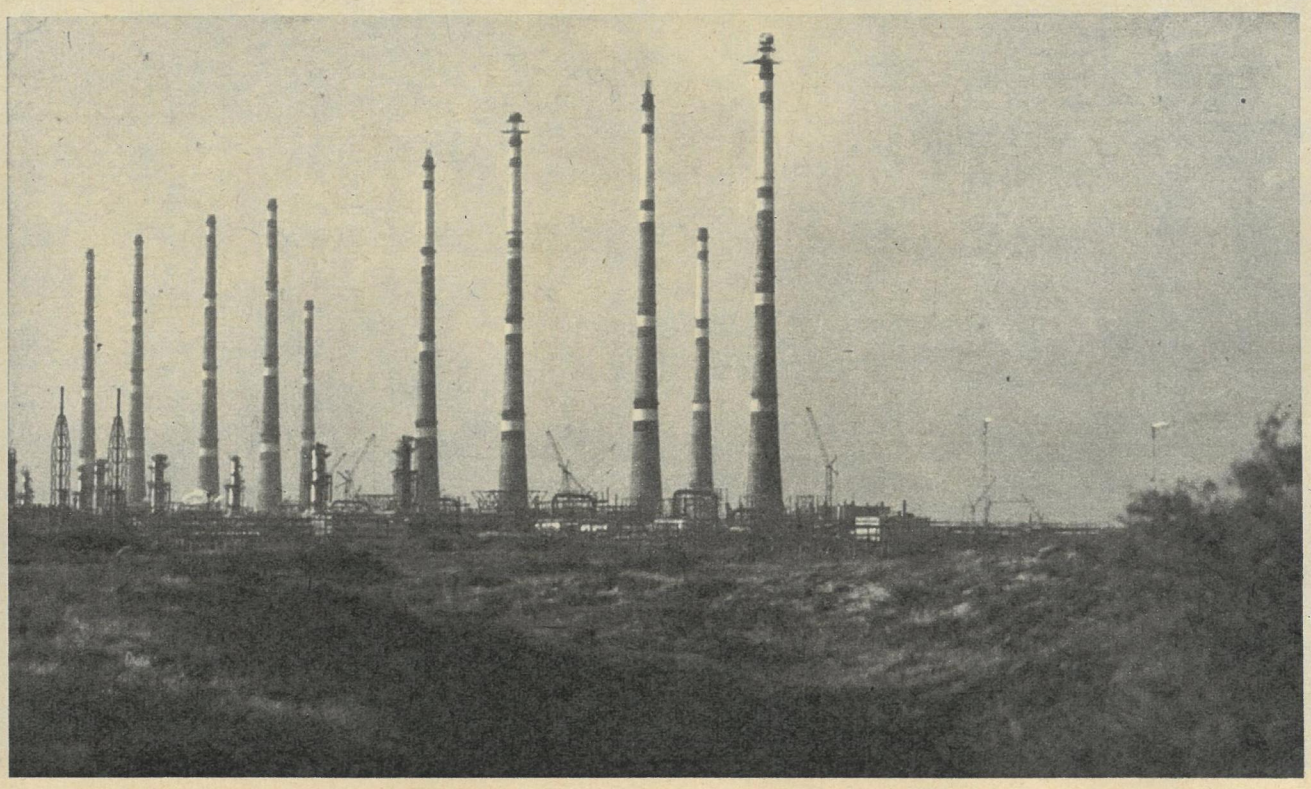
mit denen wir am Schluß unseres Besuches sprachen, leiden hier besonders viele Kinder unter Allergien und Bronchialasthma. Dr. Viktor Xenophontok gehört zu einer „grünen" Bürgerinitiative. Obwohl uns das Wolgograder Gebietskomitee der Partei gar nicht gern sah und uns den Gesprächswunsch zunächst verweigerte, trafen wir uns mit ihm dann doch noch im Hotel.

Der Leiter des Lehrstuhls für Wasserversorgung und Kanalisation der Wolgograder Ingenieurhochschule erzählte uns, daß das Bürgerkomitee, dem er angehört, besonders auf die Schließung eines Chemiebetriebes drängt, der aus Erdöl Eiweiß-Vitamin-Konzentrat erzeugt. Das Werk arbeitet so unsauber, daß man sogar, auf lange Zeit gesehen, genetische Schäden bei den Beschäftigten befürchten muß. Vor kurzem fand in Wolgograd eine Konferenz mit Teilnehmern aus zwölf Wolgastädten statt. Wissenschaftler wie Einwohner forderten, den Betrieb stillzulegen oder die Technologie umgehend zu verändern. Sie sandten eine Petition an Ministerpräsident Nikolai Ryshkow. Werksschließung, und dann? fragten wir. „Es wäre besser, das Geld statt in solche giftige Produktion zu stecken, für den Import natürlicher Kulturen wie Sojabohnen auszugeben, die dem Vieh mindestens genausogut bekommen."

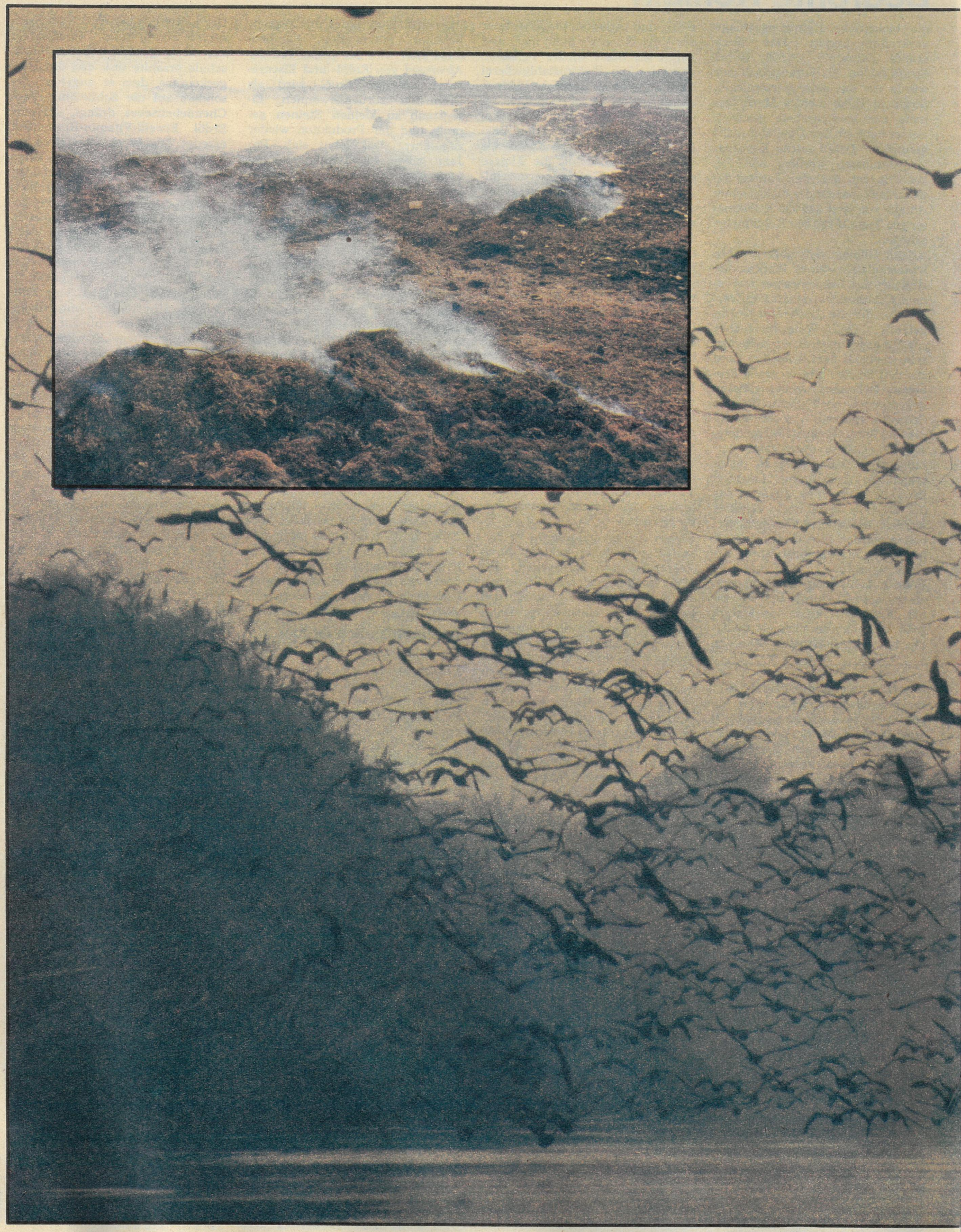
Wjatscheslaw Kolessow, der stellvertretende Vorsitzende des Staatlichen Komitees für den Schutz der Natur, sieht den Ausweg in empfindlichen Strafen, die solchen Industriebetrieben auferlegt werden, die die Umwelt verderben. Das Komitee, das vor einem Jahr in Wolgograd gegründet wurde, ist die offizielle Umweltaufsichts- und Kontrollbehörde. Sie hat für die Millionenstadt an der Wolga lokale Belastungsnormen erarbeitet, die die gerade noch zulässige Wasser- und Luftverschmutzung enthalten. Diese Daten wurden in der „Wolgograder Prawda" veröffentlicht und traten am 1. Juli 1989 in Kraft. Solche Maßnahmen stoßen nicht nur auf Zustimmung. Wjatscheslaw Kolessow bekennt: „Für mich und meine Mitarbeiter haben schlimme Zeiten begonnen. Viele Einwohner grüßen uns schon nicht mehr, vor allem solche, deren Lohngelder durch den sinkenden Gewinn des Betriebes geschmälert werden. Aber es gibt keinen anderen Ausweg als die Härte. Die Strafgelder sollen von den örtlichen Sowjets für die Verbesserung des Umweltschutzes, für den Kauf von moderner Umweltschutztechnik ausgegeben werden."

Aber Strafen verhängen, Werke schließen kann doch nicht allein der Ausweg aus drohenden ökologischen Katastrophen sein? geben wir zu bedenken. Dazu meint Wjatscheslaw Kolessow: „Sicher nicht, aber es ist ein Anfang, ökologisches Handeln durchzusetzen. Ich unterstütze die Meinung des Deputierten der Obersten Sowjets, Professor Jablokow, daß die Zeit der ökologisch analphabetischen Leiter vorbei ist." Und – so setzt er hinzu – auch die Zeit all derer, die sich einst aufmachten, die Natur zu „bezwingen". Jetzt sei es endlich an der Zeit, von der Natur zu lernen und sie zu retten.

Katastrophenübung im Kindergarten. In Seitowka, acht Kilometer vom Gaskondensatwerk (unten) entfernt, dürfen die Kinder alle 14 Tage „Kosmonauten" spielen. Das Werk arbeitet nur mit 16 Prozent Leistung. Würde es volle Leistung fahren, wären die Abgase so aggressiv, daß sie die Menschen vergifteten.



Zusatzfoto: Lothar Willmann



Bedrohte Königin

Eine der größten Kormorankolonien Europas befindet sich im Wolgadelta. Dieses einmalige Naturschutzgebiet wäre bedroht, wenn auch künftig Technologien für die Beseitigung von Abfällen der Chemie-Industrie fehlen (kleines Foto).

Deutschland - Die Uhr läuft

Welche Gedanken auch immer zur Vertragsgemeinschaft, Konföderation, Föderation und Einheit Deutschlands geäußert werden, sie alle gehen mehr oder weniger vom Scheitern eines sozialistischen Weges aus.

Der oft behauptete, als gesetzmäßig bezeichnete Siegesweg des Sozialismus hat sich verloren in einer welthistorischen Niederlage der sozialistischen Kräfte. Das heißt jedoch keineswegs, daß Verfechter rationaler Vernunftspolitik jede weitere Entwicklung einem Selbstlauf überlassen dürften. Und auch nicht: daß dem Ruf nach überstürzter, kapitalistischer „Wiedervereinigung", einer puren Preisgabe der DDR an die BRD, keine Argumente entgegenzusetzen wären. Bei allem Respekt vor der Rolle der Volksmassen in der Geschichte – auch in einer Demokratie müssen die Forderungen der Straße von staatspolitischen Erwägungen und Verhandlungen begleitet werden. Die Einheit Deutschlands liegt zweifellos vor uns! Mit ihr verknüpft ist aber, was mancher kaum zu bedenken scheint: die Rücksicht auf schlimme Erfahrungen und aktuelle Sicherheitsinteressen der Nachbarvölker; die Voraussicht einer Koalition zusammenarbeitender Staaten und ihrer Regierungen in Europa.

Die Entstehung des früheren deutschen Nationalstaats und seine Wirkungen auf die Welt haben eine Geschichte erzeugt, die den nordamerikanischen Historiker und Deutschlandkenner Craig davon sprechen ließ, daß eine Wiedervereinigung für ihn die „traumatischste" Angelegenheit wäre.

Mit dem Blick auf die Tatsachen der Geschichte sind diese Bedenken verständlich. Auch der neuerwachte deutsche Nationalismus rechtfertigt traumatische Befürchtungen, die jetzt in vielen Nachbarländern bestehen. Er weckt die Sorge, daß großdeutsche Ambitionen, sogar rechtsextremistische Ideen und Aktivitäten die „Wiedervereinigung" mitprägen, den immer noch angespannten Frieden Europas gefährden könnten. Gleichwohl gibt es eine objektive Entwicklungstendenz, die seit rund fünf Jahrhunderten auf die Herausbildung von Nationen und Nationalstaaten hinarbeitet und auch heute noch wirkt. Schon Martin Luthers Erhebung gegen die römische Papstkirche, seine deutschsprachige Bibelübersetzung und der deutsche Bauernkrieg standen im frühen Kraftfeld dieser Entwicklung. Sie bewegte sodann weit stärker den erfolgreichen Kampf der Niederländer gegen die spanische Fremdherrschaft. Sie triumphierte geradezu in den bürgerlichen Revolutionen der Engländer, der US-Amerikaner und der Franzosen. Besonders das Zeitalter der Großen Revolution von 1789, in dem Bourgeoisie und Volksklassen Frankreichs den bürgerlichen Nationalstaat erkämpften, vertiefte bei anderen Völkern Europas, selbst überseeischer Kontinente, das Bewußtsein von der Notwendigkeit des gesellschaftlichen Fortschritts sowie der eigenen, nationalen Wesenheit. In die utopische Losung der „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!", die vor genau zweihundert Jahren die Schöpfung einer humanen und vollkommen organisierten Lebensgemeinschaft der Individuen und der Völker verhießen hatte, mischten sich in der Folge immer häufiger auch besondere nationale Bedeutungen: vor allem der Anspruch auf „Freiheit" von fremdherrschaftlicher Bedrückung und auf „Einheit" anstelle von nationaler Zersplitterung.

Der Prozeß der Konstituierung von Nationalstaaten hat aber den Fortschritt zur bürgerlichen Freiheit insoweit sehr problematisch gemacht, als Freiheit egozentrisch auf die Selbstbegründung der jeweiligen nationalen Bourgeoisie gerichtet war. Nach außen hin galt nur die Freiheit des Konkurrenzkampfes, der Unterwerfung und Kolonialisierung anderer Völker. Trotz fortschreitender Zivilisation – die Geschichte der Nationalstaaten ist gezeichnet mit dem Kainsmal beständiger Konflikte und mörderischer Kriege. Die Napoleonischen Kriege zum Beispiel waren, neben ihrem antifeudalen Charakter, bereits ein Kampf zwischen den Bourgeoisien Frankreichs und Großbritanniens um politische und ökonomische Vorherrschaft. Dieser weltweite Zweikampf zwischen Tiger und Hai, wie Zeitgenossen ihn nannten, deutete die künftigen Weltkriege des 20. Jahrhunderts an. Sattsam bekannt ist auch die Schaffung des deutschen Nationalstaats mit „Blut und Eisen". Gemäß Bismarcks Strategie führte Preußen drei Kriege – gegen Dänemark (1864), Österreich (1866) und Frankreich (1870/71). Die bürgerlich-nationale Einheit geriet so unter den gespreizten Adler und die Pickelhaube des Preußentums.

Diese Einigung Deutschlands erfolgte also unter der Hegemonie Preußens – und die Ausrufung des Kaiserreiches im Feindesland Frankreich war doch wohl mehr als eine symbolische Handlung.

Allein schon der Akt, den König von Preußen ausgerechnet im Spiegelsaal von Versailles zum deutschen Kaiser zu küren, war eine Demütigung der französischen Nation. Dann folgte das Friedensdiktat von 1871. Die Annexion Elsaß-Lothringens war das Schlangenei, das Bismarck dem deutschen Nationalstaat im Namen der Junker und der Bourgeoisie in die Wiege legte.
Was daraus hervorwachsen würde, hatten Marx und Engels, die als Sprecher der Ersten Internationale einen ehrenvollen Frieden für Frankreich forderten, warnend vorausgesagt: Die Annexion werde in der Zukunft das unfehlbarste Mittel sein, um Deutschland und Frankreich durch wechselseitige Zerfleischung zu ruinieren. Die gesamteuropäische Katastrophe in der Form eines deutschen Zweifrontenkriegs, bei dem sich Frankreich mit Rußland verbünden werde – das eben sei die „Friedensperspektive", die von den „hirnkranken Patrioten der Mittelklasse Deutschlands" garantiert werde. Es war die zeitigste Ankündigung des Weltkriegs, der 1914 tatsächlich begann.
In diesem Zusammenhang muß ein Problem gesehen werden, das von DDR-Historikern selten hervorgehoben worden ist: die besondere geopolitische Stellung der deutschen Staaten. Anders als die meisten Länder Europas wurde und wird Deutschland durch seine Lage im Herzen des Kontinents von allen übergreifenden Entwicklungen, Geschehnissen und Konflikten betroffen. Die Hegemonialinteressen der österreichischen Habsburger, des französischen Bonapartismus und des russischen Zarentums, die polnischen Nationalerhebungen, die Revolutionen in Paris, Wien, Böhmen und Ungarn, die Unabhängigkeitskämpfe auf dem Balkan – das alles ließ Deutschland nicht unbeeinflußt. Und umgekehrt hat Politik der herrschenden deutschen Klassen die anderen Länder und Völker stets bewegt. Bismarck nutzte die fortgesetzten Konflikte der Staaten Europas zu seiner Zeit im Interesse Preußen-Deutschlands, oder er schmiedete Koalitionen mit Partnern gegen die Interessen Dritter.

Kann daraus abgeleitet werden, daß die Aggressivität Deutschlands auch präventiver Natur war?

Ich möchte das nicht so bezeichnen. Das Deutsche Reich war autoritär und demokratiefeindlich, militant und räuberisch. Allerdings suchte der Kanzler Bismarck den Raub von 1871 in der Folge durch Balancepolitik zu sichern und den drohenden Zweifrontenkrieg zu meiden. Das könnte man eine Defension zwecks Bewahrung der Beute, eine Machtpolitik unterhalb der Schwelle des Krieges nennen. Kaiser Wilhelm II., der Bismarck entließ, trennte sich von dessen Strategie. Er räumte militaristischer Aggressivität den Freilauf ein. Die Forderung nach Neuverteilung von Märkten und Kolonien, die das Großkapital gegen England und Frankreich erhob, entblößte eine Spezifik des deutsch-nationalistischen Denkens: ein selbstzerstörerisches Unvermögen, die Rücksichten Deutschlands auf Europa und überhaupt auf die internationalen Machtverhältnisse real einzuschätzen.
Die Auswirkungen sind bekannt. Der Kriegsbegeisterung von 1914, mit der man die demagogisch verblendeten Massen auf die Schlachtfelder trieb, folgten millionenfache Morde und Verzweiflungen. Freilich lebte in der Niederlage von 1918 und der Gründung des Völkerbundes eine vage Hoffnung auf: Dieser erste der Weltkriege sei auch der letzte der großen Kriege gewesen. Dann aber wagte der wieder aufkommende Nationalismus, der nach Revanche gegen Frankreich und England, nach Expansion gegen die östlichen Nachbarn schrie, den Salto mortale in den Hitlerfaschismus. Der wahnsinnige Amoklauf gegen die Völker Europas, der Deutschlands Regierung und mit ihr die Mehrheit des Volkes zum Kriegsschuldigen vor der ganzen Welt machte, endete in der Totalkatastrophe von 1945. Daß vom deutschen Boden niemals wieder ein Krieg ausgehen dürfe, war das folgerichtige Gebot des Potsdamer Abkommens, eines weltpolitischen Vermächtnisses der damals noch nicht verfeindeten Staaten der Antihitlerkoalition.
Wer wollte es heute den Völkern verdenken, daß sie mit den 55 Millionen Toten und den unermeßlichen Verheerungen des zweiten Weltkriegs das oben erwähnte Trauma gegenüber den Deutschen verbinden. Viele tragen die Narben der Vergangenheit noch immer: Mehrere hundert Millionen mit ihren düsteren Erinnerungen und schreckhaften Träumen, die die Verletzungen des Körpers und der Seele anzeigen. Fast ebenso viele mit dem bedrückenden Andenken an ihre Toten, die in den Folterhöhlen und Konzentrationslagern des „Dritten Reiches", den Gefechten und Schlachten dieses Krieges ausgehungert, verstümmelt, erschlagen, vergast, erschossen wurden. Und mehrere Dutzend Völker mit

FREIE WELT-Mitarbeiter Hans Bergmann sprach mit dem Historiker Professor Dr. Helmut Bock von der Akademie der Wissenschaften der DDR

ihren unabweislichen Erfahrungen, ihrem begründeten Argwohn – wobei wir doch allesamt nach einer harmonischen Weltordnung der Gerechtigkeit und des Friedens dürsten.
Denn Rüstung und Kriegsgefahr sind geblieben. Ein tödliches Damoklesschwert – so hängen sie infolge der durchaus vermeidbaren amerikanischen Bombenwürfe vom 6. und 9. August 1945 über der Menschheit. Die Hölle von Hiroshima und Nagasaki, die weitere Nuklearrüstung der USA waren eine auf die Sowjetunion und den sich ausbreitenden Sozialismus zielende Drohung. So wurden die traditionellen Konflikte rivalisierender Nationalstaaten verschärft und überlagert von einem weltweiten Systemwiderspruch zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Der kalte Krieg beider Lager hat die globalen Todesgefahren, den nuklearen Exitus der Menschheit an der Schwelle zum Jahre 2000 möglich gemacht.

Ist es da nicht eine zutiefst paradoxe Situation, daß trotz der Bewußtwerdung allseitiger Abhängigkeiten und globaler Gefährdungen noch immer die nationale Frage für Spannungen sorgt und die internationale Lage zusätzlich destabilisiert?

Die nationale Frage ist jeweils eng an sozial-ökonomische Probleme gekoppelt. Viele, die den wirtschaftlichen Rückstand der DDR hinter sich bringen wollen, flüchten mit dem Ruf nach sofortiger „Wiedervereinigung“ unter die Fittiche der BRD. In der Sowjetunion, wo man das Erbe des zaristischen Vielvölkerstaats übernahm, auf stalinistische Weise verwaltete und vermehrte, brechen Nationalitätenstreit und sozial motivierte Unabhängigkeitskämpfe wie unterirdische Lava hervor. In der Dritten Welt ist die Situation noch weitaus dramatischer. Überbevölkerung, Elend, Bedrückung, Hunger erzeugen eine soziale Zeitbombe, die infolge nationaler Konflikte gegen die reichen Industrieländer explodieren kann. Dennoch ist die wissenschaftlich-technische Revolution, die den epochalen Fortschritt der Produktivkräfte vorantreibt, ein weltweiter Vorgang, der auch neue Hoffnungen nährt: auf eine materiell gesicherte Existenz der Menschen, eine endliche Erfüllung ihres Rechts auf Leben.
Der Hauptwiderspruch, durch den ich heute die Erde betroffen sehe, besteht zwischen den globalen Entwicklungstendenzen und weltpolitischen notwendigen Überlebensszenarien einerseits und den nationalstaatlichen sowie systempolitischen Rivalitäten andererseits. Insbesondere der Zweikampf der Gesellschaftssysteme hat die akute Existenzkrise der Menschheit herbeigeführt. Hinter den höchst sensiblen, mitunter auch psychopathologischen Reaktionsweisen steht die Frage nach einem Ausweg, nach Lebenschancen. Was in der bisherigen Weltgeschichte niemals dauerhaft obsiegen konnte: Gerade jetzt ist rationales Handeln, eine auf Vernunft bauende Regierungskunst und Staatenwelt, eine Synthese von Kooperation und Wettbewerb gefragt. Statt der nuklearen Endzeit – eine Friedenspolitik mit ausreichenden Institutionen und Instrumentarien zur gewaltfreien Regelung von Konflikten. Statt des tödlichen Raubbaus in Natur und Lebenswelt – eine Ökologiepolitik, die auf radikal vorbeugende Technik, selbst auf Kontrollen und abwehrende Rechtsmittel nicht verzichtet. Statt der verheerenden Unterentwicklung in der Dritten Welt – eine planvolle und weltumfassende Entwicklungspolitik aller leistungsfähigen Industrieländer.
Statt der technischen und sozialen Fährnisse einer Revolution der Produktivkräfte, die die Massenvernichtung auch mitten im Frieden ermöglicht (man denke an Harrisburg, Soveso, Bophal, Tschernobyl) – eine Steuerung der wissenschaftlich-technischen Revolution mit Hilfe maximaler Sicherheitstechnik, Sozialprogrammatik, Humankonzeptionen für moderne Kulturgesellschaften. Dies alles mag unseren Ohren als eine neue Utopie anstelle verlorener Utopien oder gar Illusionen klingen. Jedoch die Alternative heißt: beschleunigter Untergang der Menschheit.

Wahrscheinlich sind sich die Rufer nach einer unverzüglichen Wiedervereinigung Deutschlands gar nicht darüber im klaren, daß sie im Gegensatz zu den Erfordernissen der Europa- und Weltpolitik die unselige Tradition des Nationalismus aufleben lassen.

Eine Fortsetzung des traditionell-deutschen Nationalegoismus mit der Dreistigkeit des Zuspätkommers oder des Enfant terrible dieses Jahrhunderts, mit ökonomischer Gigantomanie, Gebietsverlangen, Waffendrohung gegenüber den Nachbarvölkern darf nie und nimmer erfolgen. Jetzt ist die einmalige Chance für die Deutschen gekommen, die alte Losung der „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“ erfüllen zu helfen. Wenn nämlich der Ruf nach Vereinigung der deutschen „Brüder und Schwestern“ wirklich aus tiefem Herzen kommt, dann müßte der kommende Vorgang doch dazu gereichen, daß an der Trenn- und Nahtlinie hochgerüsteter Militärblöcke, in der empfindsamsten Zone der Welt, die gegeneinander errichteten Feindbilder, Armeen und Waffenarsenale liquidiert werden. Die rückhaltlose Garantie der Grenzen – und mehr noch: die Entmilitarisierung im Herzen Europas wäre ein erstmaliger Durchbruch zu neuen Inhalten der Weltpolitik.
Das freilich bedeutet nicht hektische „Wiedervereinigung“. Es verlangt „Neuvereinigung“, d. h. planvollen Zusammenschluß beider Teile Deutschlands auf einer neuen Grundlage der nationalen Einheit und des Völkerlebens. Zumal dies nicht im Alleingang, sondern nur in rationaler Vereinbarung mit den Siegermächten des längst vergangenen Krieges und den Regierungen Europas erfolgen kann. Ein endlicher Friedensvertrag mit Deutschland, gegründet im unbedingten Friedenswillen seines Volkes – das wäre eine große Botschaft und Tat für die Menschheit. Und was die Menschen diesseits von Elbe und Thüringer Bergen betrifft, so wären die nahezu halbhundertjährigen Hoffnungen und Mühen, ein neues antifaschistisches Deutschland in einer friedensfähigen Welt zu erreichen, nicht ganz und gar vergeblich gewesen…

Foto: ADN/ZB

FREIE WELT
Tourismus

INTOURIST-

REISE-SCHECK

ИНТУРИСТ

Freie Wahl einer Touristenreise in die Sowjetunion aus unserem aktuellen Angebot 1990 im Wert von

2000 MARK

Preisfrage Nr. 4

Unser Rätselbild zeigt ein Bauwerk des 18. Jahrhunderts. Handelt es sich dabei um die Fontänen

a) von Petrodworez b) von Bachtschisarai

c) des Goldenen Tores in Kiew?

Jede richtige Einsendung (Postkarte) nimmt an der Auslosung des Reiseschecks Nr. 4 teil. Einsendeschluß: 14. März 1990 (Poststempel). An: FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

Morgenstunde

Den morgendlichen Besucher empfangen die Wasserspiele von... mit Musik. Erst springt der Wasserstrahl einer einzelnen Fontäne empor – dazu erklingt ein Akkord. Nach und nach rauscht die gesamte große Kaskade auf, in schöner Harmonie zur klassischen Symphonie – ein Augen- und Ohrenschmaus. Mit 64 Springbrunnen sind diese Wasserspiele die größte Komposition dieser Art auf der Welt. Im zweiten Weltkrieg stark zerstört, erfreuen sie, neu erstanden, seit vielen Jahren die Touristen des ganzen Erdballs. Sie gehören zu den bedeutenden Sehenswürdigkeiten einer Millionenstadt der UdSSR. Über 200 Jahre ließen die russischen Zaren an dem Schloß- und Parkensemble bauen, das eine Gesamtfläche von 1 000 ha einnimmt.

Es bietet jedem seiner Gäste ein unverwechselbares Erlebnis.

Idee und Redaktion: Volker Hempel; Foto: Uwe Völkner